

Handwritten text on a white label, possibly including a title or number.



1550

N^o 2088

ein wöchentliches Lesegeld
N^o 4 Pfg und jeder Le-
sie Bücher reinlich zu hal-
für durch ihn beschmutzte,
te oder beschädigte Bücher
Ersatz zu leisten.

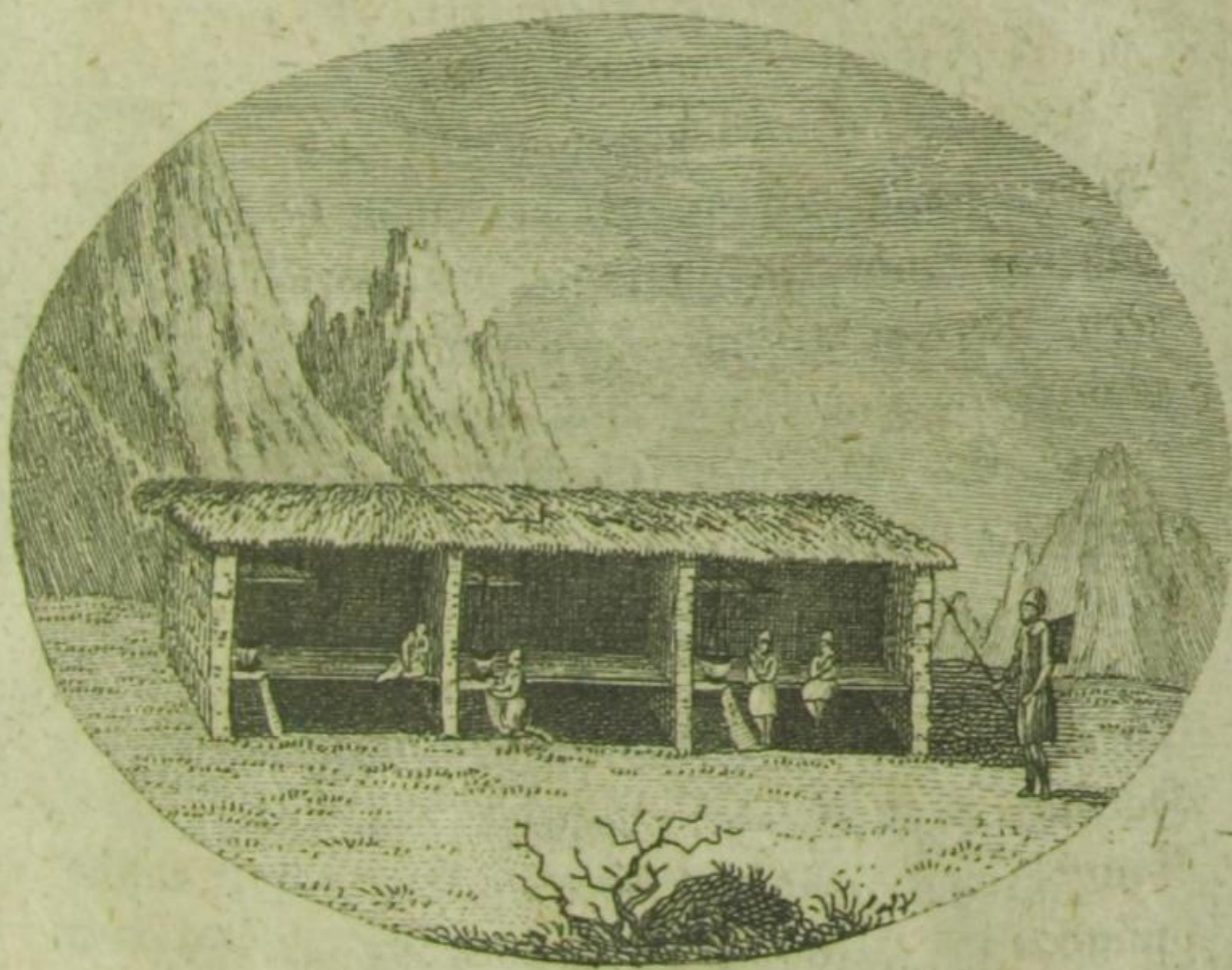
Freunde'sche Bibliothek.

Neuer
Kinderfreund

von

Engelhardt und Merkel.

X. Bändchen.



Leipzig,
bei Barth, 1797.

Daß wir gar keinen Winter haben dürften, wenn es nach den Wünschen meines Eduards gieng, sondern daß heitere Frühlings- und warme Sommertage immerwährend mit einander abwechseln müßten, wißt Ihr, meine junge Leser und Leserinnen, schon aus der Schilderung, die ich Euch gleich zu Anfange des ersten Bändchens (S. 22.) von meiner Familie entwarf, und aus Eduards Aeußerungen selbst. (2. B. S. 331. fgg.) Es wird Euch also gar nicht wundern, wenn Ihr hört, daß er auch diesmal schon im Oktober anfieng, über den nun bevorstehenden Winter zu klagen, und dem wärmern Frühlings- und Sommerwetter eine Lobrede zu halten. Dabei wünschte er denn, in einem recht warmen

Landen, z. B. in Italien zu wohnen, und was dergleichen Aeufferungen mehr waren. Als nun zu Ende des Novembers einige kalte Tage einfielen, auch schon Schnee sich zeigte, so gieng er, an dem einen Abende, Herrn Steinau, der uns besuchte, und im Muff erschien, gleich mit den Worten entgegen: „Ach, da haben Sie auch schon die fatale Wintertracht vorgesucht, nun ist meine gute Zeit aus, denn Mäntel und Muffe, Mützen, Uiberröcke und Pelze, und wie die schönen Sächelchen alle heißen, kommen leider! schon wieder zum Vorschein.“

So wie er schon oft seiner Winterklagen wegen ausgelacht, und das Thörichte derselben ihm gezeigt worden ist, so mußte er auch diesmal es sich gefallen lassen, von seinem Geschwister den Namen eines ziefernden Pürschchens anzunehmen, und Herr Steinau fragte ihn ganz ernsthaft: Also dürfte wirklich, wenn es Dir nachgienge, gar kein Winter bei uns seyn? — Freilich nicht, erwiderte Eduard sogleich. Und gleichwohl, fuhr Herr Steinau fort, können wir ja des Winters eben so wenig entbehren, als der andern mildern und freundlicheren Jahreszeiten, er
hat

hat vielmehr einen eben so großen und vielfältigen Nutzen als diese. Ich traue Dir auch soviel Verstand zu, daß, wenn Du ein wenig darüber nachdenken und Dich belehren lassen wolltest, Du endlich doch mit dem zwar kalten, aber wohlmeinenden, Freunde Dich ausöhnen würdest.

Eduard. Wie kann wohl der mein Freund seyn, der mir Hände und Füße, Ohren und Nase gleichsam abzuschneiden, oder wenigstens zu verderben droht, oder mir wohl gar das Lebenslicht ganz ausbläst?

Steinau. Nun nun! bürde nur dem guten Winter nicht gleich gar zu viel auf, und rechne nicht einzelne Fälle, die während seiner Regierung geschehen, ihm als allgemeine und nothwendige Folgen seiner Regierung an. Du sprichst ja, als wenn das Erfrieren der Nasen und Ohren, der Füße und Hände, oder das zu Tode Frieren etwas ganz Gewöhnliches wäre. Laß das jetzt, als Ausnahme, bei Seite gestellt seyn, und nun wollen wir sehen, ob nicht die Kälte auch ihr Gutes habe, und ob der Winter, wie er bei uns gewöhnlich ist, wirklich so unerträglich

und traurig sey, als manche Menschen glauben, und Du selbst glaubst.

Wir setzten uns in einen Kreis, und Gustav meinte, es sey gar nicht übel, den ersten langen Abend, den wir wieder in der eingestrichelten Stube beisammen zubrachten, und der ein Vorbote von mehreren ähnlichen Abenden sey, mit Betrachtungen über den Winter auszufüllen.

Herr Steinau fragte dann Eduarden, ob er nie etwas davon gehört hätte, daß die Luft eine Menge schädlicher Ausdünstungen mit sich führe?

Ja, antwortete Eduard, Herr Walther hat uns auch gesagt, daß die Winde dazu beitragen, diese Dünste zu zertheilen und zu vertreiben.

Steinau. Und siehst Du, lieber Eduard, eben das, was der Wind gleichsam auf kurze Zeit thut, thut die Kälte des Winters auf eine längere Zeit. Hätten wir immer heisse, wenigstens warme, Bitterung, immerwährenden Frühling oder Sommer, so würde eine solche anhaltende nie unterbrochene Wärme eine Menge Dünste um uns verbreiten, und diese würden sich allmählig so häu-

Häufen, daß die Gesundheit der Menschen dabei leiden müßte. Daher ist es denn sehr gut, daß auf den Sommer allmählig Kälte und endlich der Frost des Winters folgt, welcher die durch die Hitze entstandenen Dünste vernichtet. Eine onhaltende Sommerwärme würde die Menschen bald ermatten, entkräften und der Auflösung nahe bringen, eine dicke, schwere, von schädlichen unreinen Dünsten angefüllte, nicht gereinigte, Luft, würde uns stets und überall umgeben, Fäulnis und Verwesung überall verbreiten, die Menschen krank machen und tödten. Diesen nachtheiligen Folgen der warmen Witterung vorzubeugen, ist denn das herrlichste Mittel die Kälte, welche macht, daß die Luft von unreinen Dünsten wieder gereiniget wird. Diese wohlthätige Wirkung zeigt die Kälte z. B. bei ansteckenden Krankheiten, die zuweilen durch zu große Hitze während des Sommers erzeugt, oder doch durch dieselbe genährt werden. Wenn dann der Winter eintritt, nehmen diese Krankheiten, die aus einer mit bösen Dünsten angefüllten Luft entstanden sind, gewöhnlich Abschied. Noch im Jahre 1771 bewies sich dieses sehr
auf

auffallend in Moskau, wo die Pest mehrere Monate hindurch wüthete. Alle Gegenmittel und Vorkehrungen, die man angewendet und getroffen hatte, um diesem fürchterlichen Uebel Einhalt zu thun, waren nicht wirksam genug gewesen, es ganz zu tilgen. So wie aber der Winter sich näherte, nahm die Ansteckung ab, und hörte endlich ganz auf. Statt daß vorher in der wärmern Jahreszeit täglich mehrere hundert Menschen gestorben waren, starben im November etwa noch 60 bis 70 täglich, im Dezember nur 10 auch noch weniger, manchen Tag auch wohl nicht Einer an der Seuche, und im Januar war sie verschwunden. Der Winter hat also, wie Du aus diesem Beispiele siehst, gar viele Verdienste um das Wohlbefinden und die Gesundheit der Menschen, bei dem so viel auf reine heitere Luft ankömmt. Ohne den Winter würden wir mit weit mehreren Krankheiten zu kämpfen haben.

Ich. Menschen, die nicht verzärtelt sind, befinden sich auch gewöhnlich im Winter, selbst bei der Kälte, besser als im Sommer. In der wärmern Jahreszeit erschlafft nicht selten Hitze und Wärme den Körper zu sehr, er
mattet

mattet ihn, und raubt ihm gleichsam seine Kräfte.

Franz. Ja wohl. Wie schwer wird es Einem nicht manchmal im Sommer, besonders in den Stunden von Vormittag eilf bis Nachmittag drei Uhr, zu arbeiten, und thätig zu seyn, man ist da oft so träge, so matt wie eine Fliege.

Eine Folge der drückenden Hitze. Wie ganz anders aber im Winter! Da stählt gleichsam die kalte Witterung den Körper wieder aufs neue, härtet ihn ab, giebt ihm eine gewisse Spannkraft und Leichtigkeit, so daß man weit aufgelegter und geschickter zum Arbeiten ist. Selbst durch die freie, zwar kalte, aber desto mehr von allen bösen Dünsten ganz reine, Luft fühlt man sich dann, wenn Frost und Kälte nicht gerade ganz außerordentlich heftig sind, welches doch der seltenere Fall ist, gestärkt, und kehrt von einem Spaziergange im Winter gewis munterer und heiterer zurück, als im Sommer.

Eduard. Ich weiß denn doch nicht, lieber Vater — Im Sommer geht man ja so leicht gekleidet einher, im Winter aber — wie muß man sich da nicht einhüllen? und schon

schon das macht einem das Gehen sauer. Ich ziehe doch einen Spaziergang im Sommer dem im Winter vor.

Ich. Eben das Einhüllen taugt nichts. So wenig man im Winter so leicht gekleidet gehen kann, als im Sommer, so sollte man doch auch hierinne nicht die Mittelstrafe überschreiten. Uiberhaupt würde man allgemein den Einfluß der kalten Luft auf den Körper nicht so sehr fürchten und würde sich durch dieselbe vielmehr gestärkter fühlen, wenn man vernünftiger handelte. Wer sich freilich gewöhnt, unmäßig einzuheizen und aus seiner Stube eine russische Badstube zu machen, wie sie uns Herr Steinau einmal beschrieb, wer dann, wenn er ausgeht, iedem Anwehen eines rauhen Lüftchens entgehen will, und sich daher ganz in Pelz einpuppt, der wird immer eine Menge Unannehmlichkeiten von der Kälte empfinden. Ein solcher Mensch wird den Winter mit seinem Gefolge, Kälte und Frost, für seinen ärgsten Feind halten, durch immerwährendes Brüten in der warmen, wohl gar heißen, Stube sich Krankheiten und Uibelbefinden zuziehen, und wenn ihn etwa seine Geschäfte ins Freie nöthigen, sich da
noch

noch übler befinden, leicht frieren, und wohl gar Glieder erfrieren. Im Sommer schon klagt ein solcher Zärtling, daß wieder ein Winter kommen werde. So wird er seines Lebens nicht froh, und macht sich bei vernünftigen Menschen, die alles was da ist, jede Einrichtung der Natur, weise zu benutzen suchen, lächerlich und verächtlich. Hoffentlich wirst doch Du nicht unter diese schwache Menschen gezählt seyn wollen? sagte ich zu Eduard. Dieser konnte freilich nicht anders, als Nein! antworten, und versprach mir, er wolle es sich vom neuen ernstlich vornehmen, nicht mehr so empfindlich für Kälte zu seyn.

Sie erwähnten, fuhr Herr Walther fort, und wendete sich zu Herrn Steinau, Sie erwähnten vorhin des Nutzens, den die Kälte in soferne habe, weil sie die Luft reinige und von bösen schädlichen Dünsten säubere. Sie hat sodann auch den Nutzen, daß sie zur Vertilgung einer großen Menge von Insekten und andern Thieren beiträgt, welche sonst so überhand nehmen würden, daß wir endlich gar nichts mehr würden einärndten können. Dies ist z. B. der Fall mit vieler junger Brut, welche von den Insekten an Bäumen und
Sträu-

Sträuchen angefetzt wird, und dann in warmer Bitterung auskriecht. Nicht selten verhilft anhaltende und heftige Winterkälte einen Theil dieser Brut, zugleich nöthigen Kälte und Frost mancherlei Gattungen von Vögeln, wenn sie nichts mehr auf Feldern und im Walde finden, an Bäumen und Sträuchen nach Nahrung umher zu suchen. Dies bringt denn wieder einem großen Theile dieser Brut den Untergang, indem sie den Vögeln zur Nahrung dient. So werden auf diese Weise der Winter und die Kälte Veranlassung, Baum-, Feld- und Gartenfrüchte von manchen schädlichen und gefräßigen Feinden zu befreien, noch ehe diese zum Vorschein kommen, und die Hoffnungen des Fleißigen vernichten können.

Gustav. Mir fällt alleweile auch ein Nutzen ein, den die Kälte hat. Besinnst Du Dich noch, Eduard, als wir neulich in der Buchdruckerei waren, daß der Buchdrucker klagte, es sey jetzt sehr schwer, schönes weißes Papier zu bekommen, weil seit einigen Jahren keine kalten Winter gewesen wären?

Eduard. Ich besinne mich recht gut darauf. Der Buchdrucker sagte mir ja eben,
als

als ich ihn fragte, warum in kalten Winteren weisseres Papier würde, daß die Kälte das Papier recht schön weiß beize, und daß daher die Papiermüller immer recht kalte Winter wünschten und ohne Winter nicht bestehen würden.

Agnese. Des giebt wohl noch mehrere Menschen, die vom Winter leben und die alle auffer Nahrung gesetzt würden, wenn es nicht Winter, Frost und Kälte gebe. Die Kürschner z. B. wären ia dann ganz überflüssig, und die vielen Leute, die sich jetzt vom Holzschlagen, Holzfahren und Holzmachen ernähren, wären auch übel daran.

Heinrich. Glaube Du, Agnese, wenn alle Menschen so frostig wären, als Eduard, so würden die Kürschner und Holzmacher doch auch zu thun haben, denn wenn es die Aeltern erlaubten, Eduard zöge wohl im Sommer schon Abends manchmal einen Pelz an, und heizte ein.

Eduard schien das übel nehmen zu wollen, und schon bildete sich eine verdrüssliche Miene auf seinem Gesichte, die aber ein Wink, den ich ihm gab, nicht ganz aufkommen ließ, und die bald ganz sich verlor, als

Elise

Elise ihn erinnerte, er möchte doch den Winter nicht ganz abschaffen, denn er wisse ja wohl, wie so manches schmackhafte Gericht wir der kalten Bitterung verdanken, das wir ganz entbehren müßten, wenn keine Kälte einfiel; und daß überhaupt im Winter sich so Manches mit mehr Appetit essen lasse, als im Sommer, wo Hitze so leicht Fäulnis verursache. Eduard lachte, daß ihn Elise mit Gründen aus der Küche belehren wollte, indessen nannte sie ihm mehrere Wintergerichte, die er liebt, und er mußte endlich zugestehen, daß auch in dieser Rücksicht der Winter vor dem Sommer manchen Vorzug habe.

Steinau. Auch das ist nicht zu vergessen, daß der Winter manches möglich macht und erleichtert, was ausserdem, wo nicht unmöglich, doch gewis recht schwer auszuführen, und mit mehr Mühe, Zeitaufwand und Kosten verbunden seyn würde. So hindert z. B. oft ein Strom oder ein Fluß, daß man nur durch viele und weitläufige Umwege da oder dorthin kommen kann. Manchmal ist das reissende Wasser des Stroms sogar Schuld, daß nicht einmal eine Brücke gebauet werden kann, oder ein solcher

cher

cher Bau ist mit vielen Kosten verknüpft und muß unterbleiben, so nöthig und nützlich er auch für Viele wäre; das Uiberfahren im Rahne und in der Fährre ist zwar auch ein Mittel, allein auch dieses hat Unbequemlichkeiten in Menge. Nun denkt einmal, Kinder, was hier der Frost für herrliche Dienste leistet, wenn er den Fluß mit einer Eisdecke belegt, deren man sich statt der Brücke bedienen, und über welche man hin und herkommen und die schwersten Lasten mit leichter Mühe schaffen kann.

Walt her. Hierbei fällt mir der Vortheil ein, den z. B. die Bewohner der erzgebirgischen Gegenden von dem Winter ziehen. Wie schwer würde es nicht seyn, daß viele Holz, was in ienen Gegenden theils verbraucht, theils von dort aus in andre Gegenden verfahren wird, die Mineralien, die aus der Erde gegraben und von einem Orte zum andern geschafft werden, über die dortigen hohen Berge zu bringen, wenn nicht dabei der Winter eine große Erleichterung verschafte! Dieser bringt Schnee und Frost, und siehe da, nun spannt man den Schlitten an, und kann ungleich leichter, als
zu

zu Wagen, iene Bedürfnisse und Produkte hin und her schaffen.

Steinau. Ein Vortheil des Winters, den man z. B. auch in Rußland außerordentlich benützt, wo man im Winter eine Menge Reisen anstellt, und Kaufmannswaaren, Lebensmittel u. dgl. von einem Orte zum andern, aus einer Gegend in die andre schafft, wodurch man in vieler Rücksicht gewinnt.

Ich. Mir scheint auch darinne ein Vorzug des Winters zu liegen, daß er die Menschen einander näher bringt, sie gleichsam fester vereinigt, einander unentbehrlicher und lieber macht, dadurch also den Umgang unter den Menschen, und alles das Gute, was dieser Umgang mit sich bringt, befördert. Im Sommer, und in der wärmern Jahreszeit, da lockt uns die Natur, wenn wir unsere Geschäfte vollendet haben, und Erholung suchen, ins Freie, und wir können da allenfalls uns selbst genug seyn. Die Natur, die dann mit so vielen Schönheiten prangt und so manchen Auftritt uns zeigt, giebt uns viel Gelegenheit uns zu unterhalten und zu beschäftigen, wenn wir auch ganz allein sind. Aber im Herbst und Winter,
wenn

wenn die langen Abende sich einfinden, wenn stürmische Witterung und bald eintretende Nacht uns in der Stube festhalten, oder wenn die Witterung so kalt ist, daß ein mäßiger Genus derselben uns stärkt, aber ein zu langer Aufenthalt in derselben uns schädlich werden würde, wenn wir also dann von einem Spaziergange bald wieder in die Stube zurückeilen — o wie willkommen ist uns da ein Freund, der uns besucht und mit dem wir uns unterhalten können! Wie angenehm sind uns dann die Freuden des Umgangs, wenn die Natur keine mehr für uns zu haben scheint! Von dieser Seite habe ich den Winter immer als einen Freund der Menschen angesehen. Denkt Euch, z. B. eine ländliche Familie im Sommer. Da giebt es im Freien zu arbeiten, von früh an, bis Abends. Erst nach Sonnenuntergang finden sich die Familienglieder, die den Tag über auf Aeckern und Wiesen zerstreut waren, im Wohnhause ein, und kaum sind die Geschäfte auf den morgenden Tag vertheilt, kaum ist ein kleines Abendbrod genossen, so eilt alles ermüdet zu Bette, um mit dem frühesten wieder an die Arbeit außer dem Hause zu gehen. So genießen

N. Kinderfr. 10, B. D

nüssen diese Menschen während dieser Zeit einander weniger, sie leben in beständiger Arbeit, den ganzen Tag von einander getrennt, und entfernt; und da, wo sie beisammen sind, erlaubt Arbeit ihnen wenig Genus des Umgangs. Aber — es kömmt der Herbst. Die Früchte sind eingearndtet, man sammlet sie, und hebt die Wintervorräthe auf, und verrichtet nur noch so viel Feldarbeit, als die Witterung erlaubt und die Jahreszeit erfordert. Jetzt ist man schon mehr beisammen. Endlich macht der Winter den Arbeiten ausser dem Hause ein Ende — nun sammlet sich die Familie in der Stube, und ietzt erst genüßt sie sich, ietzt haben die Aeltern Gelegenheit, ihren Kindern manche gute Lehre zu geben, durch Beispiel und Unterricht ihnen zu nützen, und dieser nähere Umgang knüpft denn das schöne Band zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Geschwistern und Verwandten, und überhaupt zwischen den verschiedenen Familiengliedern fester und enger. Die Nachbarn besuchen nun einander, theilen sich ihren Rath mit, man lernt einander kennen und schätzen, und es werden Freundschaften und Verbindungen geschlossen. So erweckt und nährt
der

der sonst in mancher Rücksicht unangenehme und traurige Winter das Gefühl für Freundschaft, Theilnahme und Wohlwollen. Ihr wißt ja selbst, daß auch in Städten im Winter die gesellschaftlichen Zusammenkünfte wieder häufiger sind, daß dann wieder Konzerte und Bälle gehalten werden, und daß auch solche Familien, welche weniger an öffentlichen Vergnügungen Theil nehmen, doch ihre Freunde und Bekannte, mit denen sie in Verbindung stehen, im Winter öfter besuchen, sich einander mehr mittheilen, die Freuden des geselligen Umgangs mehr genießen, und so das Gefühl der Freundschaft unterhalten und nähren.

Steinau. Nun wie sieht es aus, Eduard, bist Du dem Winter immer noch so abgeneigt?

Eduard. Ich sehe denn wohl ein, daß er auch so manches Gute habe, und will mir alle Mühe geben, ihn ein wenig lieb zu gewinnen.

Steinau. Recht so. — Es soll mich freuen, wenn Du künftig weniger zärtlich bist. Bedenke außer dem, was Du da gehört hast, noch, daß der Winter, wie unser

Klima ihn giebt, ja noch gar sehr erträglich ist. Wie lange dauert er denn? kaum den vierten Theil des Jahres. Und wir sollten uns über drei kalte Monate beklagen, da wir die übrigen neun Monate gemäsigte Witterung genießen? Da möchten eher die Bewohner solcher Länder klagen, die kaum 2 bis 3 Monate gelinde Witterung und dann 8 bis 9 Monate des Jahres Regen, Frost und Kälte haben, und eine Kälte, mit welcher die unsrige kaum zu vergleichen ist. Denke Dir einmal den Russen in der Gegend von Petersburg und in Petersburg selbst — der hat schon einen weit strengern Winter auszustehen. Wenn ich manchmal fühle, es sey kalt, so versetze ich mich nur in Gedanken wieder nach Petersburg, dann bin ich gleich weniger empfindlich für die Kälte, und freue mich in Deutschland zu seyn. Und will das Andenken an Petersburg noch nicht helfen, so stelle ich mir einen Grönländer, einen Kamtschadalen, einen Ostiaken vor, und es entföhrt mir gewis keine Klage mehr über die Kälte. Ich halte es dann für ungerecht, mich über unsern Winter zu beschweren, wenn ich an den Winter denke, welchem diese Völker ausgesetzt sind, und der den unsrigen an

Dauer und Heftigkeit gar sehr übertrifft. So habe ich Euch schon einmal etwas von der Kälte, die den Winter über gewöhnlich in Petersburg herrscht, gesagt (2. Bdch. S. 374) sie ist heftiger und zugleich anhaltender als bei uns. Ihr solltet Euch nicht wenig wundern, wenn Ihr die Männer, die etwas zu verkaufen haben, mit ihren zu Eise gefrorenen Bärten sähet. Die strenge Kälte daselbst ist sogar Veranlassung geworden, daß man auf öffentlichen Plätzen unter freiem Himmel Feuer unterhält, an denen Jeder sich wärmen kann. Weil nämlich Petersburg einen ziemlichen Umfang einnimmt, und viele Vornehme da wohnen, welche sich Equipagen halten, die man der weiten Entfernung wegen nicht allemal wieder nach Hause schicken kann, und daher lieber warten läßt, so sind, besonders zum Besten der Kutscher und Bedienten, die mit den Equipagen warten müssen, sogenannte Straßenoöfen erbauet. Man hat da, wo Märkte und andere öffentliche geräumige Plätze sind, einen Theil derselben mit einem steinernen Geländer umgeben. Mitten auf diesem eingefasteten Platze wird denn ein großes Feuer angemacht

an welchem zwanzig und mehrere Personen sich ganz bequem wärmen können. Damit das Feuer nicht durch Schnee und Wind zu leicht ausgelöscht wird, ist ein blechernes Dach darüber befindlich, das auf eisernen Stangen ruht. Bei einem solchen Feuer kann also Jeder, den sein Weg daselbst vorbeiführt, oder der sich in der Nähe aufhalten muß, sich ein wenig wärmen.

Gustav. Das ist doch in der That keine üble Erfindung.

Steinau. Sie ist freilich dem rauhen Klima der dortigen Gegend angemessen, wo die Kälte in der That heftig und oft so streng ist, daß heißes Wasser, welches man aus einer Spritze in die Luft spritzte, oder einige Stockwerke hoch herunter goß, als Eis auf den Boden fiel. Es ist daher wohl auch kein Wunder, daß man öfters von erfrorenen Wanderern, Fuhrleuten und dergleichen hört. Indessen kann ich Euch gleichwohl versichern, daß man sich in Petersburg eben nicht allzu sehr vor dem Winter fürchtet. Man denkt darauf, sich vor ihm so gut als möglich zu verwahren, aber man geht ihm getrost entgegen

gegen

gegen, und sieht ihn so zu sagen gern. Die Wohnungen sucht man dadurch, daß man doppelte Fenster einhängt, oder sehr kleine Fenster hat, die Stubenthüre und die Fußböden mit Filz bedeckt u. s. w. warm zu halten; auch hat man vorzüglich grose Ofen mit vielen Röhren; und geht man aus, so schützt man sich durch Mütze, Pelze, gefütterte Uiberstiefeln, Mützen und dergleichen. Man sieht daher freilich, besonders unter den Vornehmern, tüchtig eingemummte und eingepackte menschliche Figuren. Der gemeine Russe aber trozt der Kälte außerordentlich, und sorgt allenfalls nur für gut verwahrte Füße. Uebrigens trägt er zwar einen Pelz, aber den Hals in der strengsten Kälte ganz bloß, und doch befindet er sich wohl dabei. — Warum mir der Winter in Petersburg trauriger schien, als es unsre Winter mir sind, war nicht sowohl die grössere Kälte, denn dafür konnte ich mich allenfalls schützen, als vielmehr die kürzere Dauer der Tage. Unsre kürzesten Wintertage sind doch immer 7 bis 8 Stunden lang, und so lange können wir also beim Tageslichte sehen, aber in Petersburg lebt man, während des Winters, beinahe
im.

immer nur in einer Nacht, die kürzesten Tage dauern kaum 5 bis 6 Stunden, und in Häusern, wo man spät zu Mittage speiset, zündet man wohl das Licht schon an, ehe man sich zu Mittage zu Tische setzt.

Eduard. Nun da würde ich doch den Dresdner Winter nicht mit dem Perersburger vertauschen.

Steinau. Ja, das glaube ich, und überhaupt unser Klima nicht mit dem dortigen. Was haben wir für schöne Frühling- und Herbstwitterung, aber von dem allen weiß man dort nichts. Man kennt kaum die für uns so schöne Jahreszeit des Frühlings, denn der Winter dauert bis im April und Mai, und dann stellen sich immer noch kalte Winde ein. Der Sommer kommt dann zwar sehr schnell, und ist schön genug, aber auch kurz genug, denn er währt kaum zwei Monate, so ist der Herbst da, und was für ein Herbst? Schwarzgraue Wolken umhüllen alsdenn fast tagtäglich den Himmel, und kaum kann ein Sonnenstrahl sie durchdringen, unaufhörlicher Regen, und Abends fürchterliche Stürme, vermehren das Unangenehme dieser Jahreszeit, bis endlich der kalte

Kalte Winter nacht, der den finstern trüben Herbstagen ein Ende macht, und daher, weil er bei strenger Kälte doch oft auch heitre Tage giebt, trotz seiner Kälte, willkommen ist, so daß selbst Fremde sich bald daran gewöhnen, und nichts von demselben leiden.

Walt her. Noch ungleich ärger ist der Winter in den in Norden und Osten von Asien liegenden Ländern, die unter russischer Oberherrschaft stehen, z. B. bei den Samojeden, Ostiaken und Kamtschadalen. In dem nördlichern und also kältern Theile von Kamtschatka z. B. schneiet es gewöhnlich wenigstens im Oktober schon, und vor dem Monat Mai thaut der Schnee nicht auf, ja auf hohen Bergen schneiet es wohl im Monat Junius noch. Der dortige Winter dauert also weit länger, als der unsrige, ist dabei ungleich strenger, und wird noch unangenehmer und gefährlicher durch fürchterliche Stürme, die sich zu dieser Jahreszeit oft erheben. Dieses strengen Winters wegen waren die Kamtschadalen gewohnt, besondere Wohnungen für den Sommer, und besondere für den Winter zu erbauen. Ihr werdet Euch erinnern, Kinder, daß ich schon
in

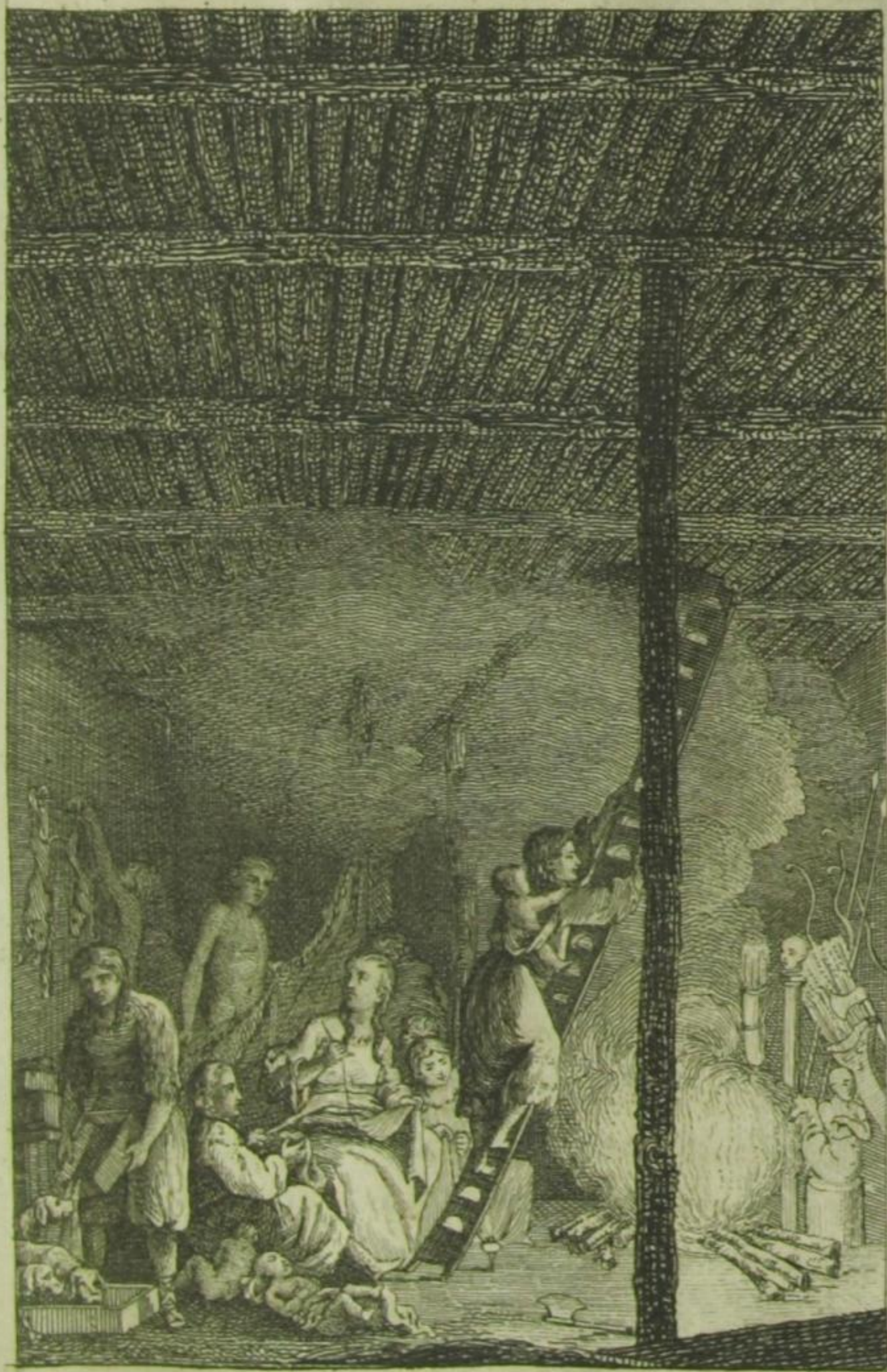
in den geographischen Stunden Euch etwas davon erzählt habe.

Gustav. Da, sie sagten uns, daß die Winterwohnungen der Kamtschadalen mehr unter als über der Erde wären, und daß man nicht in dieselben hineingienge oder hinanstiege, sondern herabstiege und gleichsam hineinkroche.

Walther. Ganz recht. Die russische Regierung hat zwar geboten, daß jetzt, besonders in den Gegenden, die ein etwas milderes Klima genießen, solche Wohnungen oder Löcher nicht mehr gebauet werden sollen, man hat sie hier größtentheils zerstört, und die Einwohner müssen hier ihre Winterhäuser über der Erde bauen, wie andre Völker. Indessen giebt es doch in dem nördlichern, kältern, Theile der Insel noch hin und wieder dergleichen Wohnungen, die, nach der Aussage und Beschreibung der Reisenden, von einer ganz eignen Bauart sind, und mehr Höhlen als Häusern gleichen.

Wollen Sie uns nicht eine deutliche Beschreibung von diesen Wohnungen machen? fragte Eduard; Herr Walther war sogleich willig dazu und fuhr fort:

Denkt



Denkt Euch ein großes viereckiges Loch, das wohl 18 bis 20 Ellen weit und etwa 4 Ellen tief ist. In diesem Loche wurde das Gebäude, wo man den Winter über wohnen wollte, aufgeführt, indem man alle vier Seiten mit Bretern und Pfählen belegte und die Ritzen und Löcher mit Erde, Moos oder Steinen ausfüllte. Ein Dach, das von Pfählen und Balken getragen wurde, und dem Erdboden gleich war, deckte die niedliche Wohnung. An der einen Seite hatte man zwar eine Art von Thüre gelassen, deren sich zuweilen Weiber und Kinder beim Ausgehen und Eingehen bedienten; aber Männer und beherzte Weiber wählten einen ganz andern Weg zum Eingange. Oben im Dache befand sich nämlich eine Oefnung, welche gerade über dem Heerde der Hütte angebracht war, und nicht nur die Stelle der Fenster, des Schornsteins, sondern auch die Stelle der Thüre für die Männer vertrat. In einer Ecke dieser Oefnung lag die Treppe angelehnt, durch die man in die höhlenartige Wohnung hinunter und aus derselben herauf stieg. Unter dieser Treppe dürft Ihr Euch aber nichts Besseres vorstellen als einen

nen

nen Baumstamm, der nur ein wenig aus dem Größten bearbeitet war, und einige kleine Einschnitte statt der Stufen hatte. Ihr könnt Euch also leicht denken, wie gefährlich das seyn mußte, und wie viel Übung darzu gehören mochte, auf einer so elenden Leiter auf und ab zu klettern, zumal da zu eben diesem Loche, durch das man hinaus oder herein stieg, auch der Rauch seinen Aus- und Eingang hielt, so daß man beim Aus- und Eingange fast allemal in Gefahr kam, zu ersticken, oder schwindlich zu werden. Von außen waren diese Häuser mit Pfählen und Brettern verwahrt, damit die Stürme sie nicht zu sehr mit Schnee bedecken möchten. Daß der Aufenthalt in einem solchen elenden Loche, wo an keine frische Luft, an keine Reinlichkeit zu denken war, und wo oft wohl zwanzig Menschen beisammen staken, nichts weniger als gesund war, ist wohl leicht einzusehen. Die russische Regierung hat daher mit allem Rechte, seit Kamtschatka unter ihr steht, verordnet, daß die Einwohner sich nicht mehr solche Löcher erbauen, sondern Häuser über der Erde beziehen sollen, wenn sie ihre Sommerwohnungen verlassen.

Franz.

Franz. Sommerwohnungen? also hat dieses Volk zweierlei Wohnungen?

Walther. Nicht anders. Diese ihre Sommerwohnungen sind zwar von innen nicht viel besser und reinlicher beschaffen, als die Winterwohnungen, aber doch befinden sie sich über der Erde, und haben schon darum Vorzüge vor ienen unterirdischen Löchern. Ihre Bauart ist übrigens auch gar sonderbar genug, denn sie ruhen auf einer Anzahl Pfähle, die wohl 5 bis 6 Ellen hoch sind, und sehen also kleinen Thürmen nicht unähnlich. Zu dem Eingang derselben führt ein eben so elend zugehackter und mit einigen Einschnitten versehener Baumstamm, als er bei den Winterwohnungen gebraucht wird. Man muß sich daher gar recht in Acht nehmen, wenn man in eine solche Sommerhütte hinan oder herab steigt, daß man nicht von der elenden Treppe herabpurzelt.

Franz. Wie kömmt es aber, daß die Kamtschadalen ihre Wohnungen auf Pfähle und so hoch bauen, treten denn ihre Flüsse oft aus?

Walther. Nein, lieber Franz, das ist nicht die Ursache, sondern so wie sie für den
Win.

ter sich tief in der Erde Wohnungen anlegten, um vorm Schnee, vor Kälte und Frost, sich mehr zu schützen, so bauen sie ihre Pfahlwohnungen, die sie im Sommer beziehen, aus guten Gründen so hoch. Ihre Hauptnahrung fürs ganze Jahr sind nämlich Fische, welche ihre Gewässer und die Seen ihnen reichlich geben. Wollen sie nun diese vor der Fäulnis bewahren, so ist es nöthig, daß sie sie im Freien recht trocknen lassen. Dazu dient ihnen also der freie Platz der unter ihren auf Pfählen stehenden Wohnungen ist. Hier haben sie die Fische hängen, und diese werden vom Winde und der Luft hier recht getrocknet, und sind doch auch zugleich durch das, auf den Pfählen ruhende, Haus für Regen gesichert, der ebenfalls ihre Fäulnis befördern würde. Nun könnten die Kamtschadalen zwar diese Absicht erreichen, wenn die Pfähle auch weniger hoch wären, allein diese Höhe ist darum nöthig, weil sonst die Hunde, welche sich die Kamtschadalen halten, und deren sie sich, wie Ihr wißt, zum Fahren bedienen, den Fischen fleißig zusprechen und den Vorrath bald aufzehren würden.

Gustav.

Gustav. Nun das ist doch gut ausgesonnen.

Walther. Allerdings, und es beweist, daß auch der roheste Mensch aus der Erfahrung und den Verhältnissen in denen er lebt, sich gewisse Regeln für sein Verhalten, und für sein ganzes Thun und Lassen bildet. Uebrigens giebt es mehrere Völker, die für Winter und Sommer ihre besondere Wohnungen haben. Es gehören z. B. auch dahin die Ostiaken, die in ihrem kalten Lande sich im Winter oft in Eishöhlen aufhalten. Besondere Winterwohnungen bauen sich auch die Grönländer, die, wie Euch bekannt ist, sich ebenfalls nicht über zu viele Hitze zu beschweren haben, die vielmehr den größten Theil des Jahres hindurch nicht nur ihre Berge mit Schnee bedeckt, sondern auch auf dem nahen Meere große Massen von Eis erblicken, die wohl viele hundert Ellen hoch, dabei ausserordentlich breit sind, auch oft viele Jahre lang stehen, und nicht aufthauen. Man nennt sie daher Eisberge. Die Kälte ist dort so durchdringend und schneidend scharf, daß oft in der eingeheizten Stube die stärksten und feurigsten Getränke, welche sonst
der

der Kälte trocken, frieren. Ja man hat Beispiele, daß während dem Theetinken die kaum ausgeleerte Tasse wieder an den Tisch angefroren ist, und es ist gar nichts ungewöhnliches, daß die Betten an die Bettstelle anfrieren, und das Oberbette, da, wo der Kopf des Schlafenden dasselbe berührt, mit einer Eistrinde überzogen ist. Sogar über den Schornsteinen setzt sich gewöhnlich eine kleine Decke von Reif und Eis an, und Thüren und Wände sind mit einer dünnen Eistrinde bedeckt.

Eduard. Graben sich denn die Grönländer im Winter auch in die Erde ein, wie die Kamtschadalen?

Steinau. Nein, ihre Häuser sind über der Erde, aber immer freilich eben so finster, als die kamtschadalischen Winterwohnungen. Die grönländischen Winterhäuser haben steinerne Mauern, etwa 2 — 3 Ellen hoch. Durch Erde und Rasen verstopft man so gut als möglich die Defnungen, die hier und da in den schlecht genug über einander liegenden Steinen sich befinden. Das Dach ist platt, und bestehet aus Balken, die wieder mit Gras, Erde, Moos, und dergleichen bedeckt
wer.

werden. So niedrig diese Häuser übrigens sind, indem man kaum aufrecht darinnen stehen kann, so lang und breit sind sie, und gewöhnlich wohnen in einem mehrere Familien. Statt der Thüre wird mitten im Hause ein niedriger langer Gang gelassen, durch diesen muß man, wenn man in die Stuben will, mehr durchkriechen, als gehen. Dies hält aber auch die Kälte sehr ab. Die innern Wände sind mit Fellen verschiedener Thiere behangen, denn auch dadurch sucht man sich vor der Kälte zu schützen. Ein solches langes Haus ist nun durch Pfosten, ungefähr wie unsre Pferdeställe, in mehrere Abtheilungen getheilt, ausgespannte Felle machen die Scheidungswände, und innerhalb ieder Abtheilung wohnet eine Familie beisammen. Eine Pritsche von Bretern mit Fellen bedeckt, an der einen Wandseite, vertritt die Stelle der Bank, der Stühle und der Lagerstätte. In ieder Wohnung ist denn auch eine Feuerstätte. Ofen und Heerde haben die Grönländer nicht, eine Lampe vertritt die Stelle des Heerdfeuers, des Ofens, und zugleich auch des Tageslichts, denn durch die Fenster, die sie haben, und welches kleine,
 N. Kinderfr. 10, B. P mit

mit Seehundsbdärmen überzogene Löcher sind, kann wenig Tageslicht eindringen, auch sehen sie während eines großen Theils des Winters keine Sonne, sondern nur der Widerschein des Schnees und Eises, und die Nordlichter geben einige Helle. Jene Lampen, die auf einem hölzernen Gestelle stehen, sind ausgehöhlte Steine. Statt des Lachts bedient man sich des trocknen klein geriebenen Mooßes, das sehr helle brennt, und Seehundsfett und Thran vertritt füglich die Stelle des Oels. Eine solche Lampe brennt sehr hell, und wärmt zugleich die Stube. Ueber derselben hängt der Kessel, in welchem alles gekocht wird, und über dem Kessel ist noch ein Gestelle von hölzernen Stäben, wohin nasse Kleidungsstücke, Stiefeln, und dergleichen zum Trocknen gelegt werden. — Jede Familie unterhält nun Tag und Nacht, eine auch zwei solche Lampen, und diese verbreiten durch das ganze Haus eine recht angenehme und gleiche Wärme, ohne daß es so heiß wird, wie zuweilen in unsern Stuben, wenn zuviel auf einmal in den Ofen gelegt wird. —

In

In diesen Hütten bleiben die Grönländer, bis das bessere Wetter eintritt, denn, wenn es thaut, fällt ohnehin die Hütte, wenigstens das Dach, gewöhnlich zusammen, und muß für den bevorstehenden Winter wieder ausgebessert werden. Eine Arbeit, welche in Grönland die Mädchen und Weiber verrichten müssen.

Das ist doch in der That viel verlangt, sagte Agnese, und hätte ich auch nicht während der ganzen Erzählung schon mich gereut, ein deutsches Mädchen zu seyn, so würde ich schon dieses Umstandes wegen nicht mit einer Grönländerinn tauschen.

Walther. Ländlich, sittlich, liebe Agnese. In Grönland wüßten Sie's nicht besser, und trügen ebenfalls Steine herzu und mauerten die Hütte mit zusammen —

Während dieser Zeit also, wo die etwas wärmere Witterung aus den Hütten herauslockt, wohnet man in Zelten. Diese bestehen aus einem Gestelle von einer Anzahl Stangen, welche oben in eine Spitze zusammenlaufen. Man behängt diese Stangen mit Fellen, und verstopft den untersten Rand des Zeltes mit Moos und Steinen, damit der

Wind das Zelt nicht fortführe. Da, wo der Eingang ist, wird ein Vorhang von See-
hunds Därmen angebracht, den man aufhe-
ben und niederlassen kann. Dieser vertritt
also die Stelle der Thüre, hält die zuweilen
doch sehr kalte Luft ab, und läßt, da er sehr
dünn ist, auch allenfalls so viel Licht durch,
als man braucht, um sich besehen zu können.
Das Kochen geschieht dann unter freiem Him-
mel. Das Wirthschaftsgeräthe steht im Zelte
in einem Winkel, vor dem eine besondere
Decke als Vorhang angebracht ist, und an
diesem Vorhange haben die grönländischen
Damen ihre Spiegel, ihre Bänder und über-
haupt ihren Schmuck hängen. Niedrige Ge-
stelle, von Bretern mit Fellen bedeckt, machen
auch hier die Lagerstätte aus. In einem Zelte
wohnt übrigens nur eine Familie; man
steckt also da nicht so enge beisammen, als es
im Winter gewöhnlich ist, bei dessen Eintritt
man alsdenn wieder die Hütten bezieht, die
ich Euch eben beschrieben habe. —

Die Kinder dankten Herrn Walthers für
diese Erzählung von den Winterwohnungen
der Kamtschadalen und Grönländer, und
Gustav fragte Eduarden: Nun Brüderchen,
wie

wie meinst Du? wollen wir lieber unsern Winter geduldig ertragen, oder nach Rußland, Kamtschatka, oder Grönland wandern? —

Ich bleibe hier, ich bleibe hier, rief Eduard ganz munter aus, komm Agnese, spiel mir das Winterliedchen: Der Winter ist ein braver Mann — Ich will ihn auch gewis künftig nicht mehr so verachten und hassen.

Ich lobte Eduards Entschluß, Agnese spielte und die Kinder sangen das Winterlied, und noch manches andre Liedchen. So brachten wir den übrigen Abend vollends recht vergnügt und munter zu, und Eduard gestand: Ein langer Winterabend, so genossen, sey doch auch etwas werth, und verdiene schon, daß man allenfalls bei einem Winter Spaziergange ein wenig friere.

Herr Steinau brachte den Tag darauf ein paar Reisebeschreibungen mit, aus denen ich für meine Leser und Leserinnen eine kamtschadalische und eine grönländische Wohnung habe abzeichnen, und in Kupfer stechen lassen,

sen, damit sie sich einen desto deutlicheren Begriff davon machen können. Die beiden Figuren, die in der kamischadalischen Hütte beim Heerde stehen, sind Götzen, welche die Kamischadalen ehedem, als sie noch Heiden waren, verehrten. Jetzt ist der größte Theil dieser Nation durch die Russen mit dem Christenthume bekannt geworden.

Früh.

Frühling und Sommer reizen uns zum Genuß der freien Natur, und gewähren uns da manches Vergnügen, manche Erholung. Herbst und Winter halten uns zum Theil in unsern Wohnungen gleichsam gefangen, befördern aber auch unter Freunden und Bekannten so manche gesellschaftliche Freuden und Spiele zur Aufheiterung in den kurzen oft trüben neblichten und rauhen Herbst- und Wintertagen, und ihren langen Abenden. Unter diese letztern Vergnügungen gehört denn vorzüglich auch der Tanz, welcher freilich als eine Bewegung des Körpers sich besser für die kältere, als für die wärmere Jahreszeit schickt.

Auch ich lasse meine Kinder im Tanzen unterrichten, und es ist gewöhnlich, daß, während des Winters, zuweilen bei uns ein Tänzchen veranstaltet wird, dem meine Familie, die Gespielen derselben, und meine Freunde beiwohnen. Auch erlaube ich es meinen Kindern gern, unter meiner oder Herrn Walthers Aufsicht, an den Tänzen

zen

zen Antheil zu nehmen, welche von den Aeltern ihrer Gespielen veranstaltet werden.

Ich weiß zwar recht wohl, daß es viele Aeltern giebt, welche den Genus dieses gesellschaftlichen Vergnügens ihren Kindern durchaus versagen, und diese ohne Unterricht in der Tanzkunst aufwachsen lassen, aus Furcht, ihre Söhne und Töchter möchten zuviel Neigung für das Tanzen bekommen und nicht nur Zeit und Geld, sondern wohl gar ihre Gesundheit, diesem Vergnügen aufopfern.

Die Frage: Ob diese Aeltern wohl recht daran thun? kann ich, nach meiner Erfahrung, nicht geradezu mit: Nein, beantworten. Ihre Besorgnisse sind in der That nicht ganz ungegründet. Ich habe iunge Leute beiderlei Geschlechts gekannt, und kenne deren noch, von denen man nicht sowohl sagen kann, daß sie gern tanzen, sondern von denen man vielmehr sagen muß, daß sie unvernünftig tanzen. Sie sind nämlich für dieses Vergnügen so eingenommen, hängen ihm so leidenschaftlich nach, daß sie alles übrige darüber vergessen und vernachlässigen. Selbst ihrer Gesundheit, auf welche das Tanzen so großen Einfluß hat, schonen sie dabei

so

so wenig, gehen so unverantwortlich mit derselben um, daß ich mich oft frage: Wie können Menschen, die in andern Dingen Vernunft und Ueberlegung zeigen, in diesem Punkte allein so unüberlegt, so unvernünftig handeln? wie können sie ein Vergnügen als Geschäft betreiben, und zwar als das wichtigste Geschäft? und wie können sie dabei eine so außerordentliche Unachtsamkeit sich zu Schulden kommen lassen, daß sie ihre körperlichen Kräfte verzehren, ihre Gesundheit untergraben, sich anhaltende Kränklichkeit, oder wohl gar einen frühen Tod bereiten?

Indessen hat der Mißbrauch, den man zuweilen mit dem Tanze treibt, mich noch nicht dahin vermögen können, meine Kinder ganz von diesem Vergnügen abzuhalten, da es nicht zu läugnen ist, daß die Tanzkunst auch so manchen Vortheil für die Ausbildung unsers Körpers gewähren, unsre Gesundheit sogar stärken, und sehr oft ein Mittel zur Aufheiterung unsers Geistes werden kann.

Ihr könnt es mir bei alle dem wohl zutrauen, daß ich mit der größten Sorgfalt darüber wache, daß meine Kinder nicht lei-

den.

denschaftliche Tänzer werden, und zugleich durch Vorsichtigkeit alle die Uebel vermeiden mögen, zu denen der Tanz Gelegenheit geben kann.

Neulich brachte Herr Steinau ein Tanzliedchen mit, welches ich Euch schon zum Schluß des 8ten Bändchens mitgetheilt habe, und die Gelegenheit dazu war der Tod eines Mädchens von 14 Jahren, welche meine Kinder sehr gut gekannt hatten, die durch mehrere Unvorsichtigkeiten beim Tanzen, das sie sehr liebte, sich eine Krankheit zugezogen hatte, an welcher sie sterben mußte. Herr Steinau hatte daher, in seinem Tanzliedchen, die Kinder zu warnen gesucht.

Jetzt, da die langen Abende wiederkehren, wird denn wohl auch zuweilen vom Tanzen gesprochen, und Herr Werner, der immer noch ein Tänzchen mitmacht, fragte bei einem seiner letzten Besuche, ob wir nicht bald einmal einen kleinen Ball geben würden? — Die Kinder ließen deutlich genug merken, daß das ganz Ihr Wunsch sey, und drangen in mich und meine Frau, doch bald ein gemeinschaftliches Tänzchen zu veranstalten. Ich zuckte die Achseln, erinnerte sie an
den

den Todesfall, und gab zu verstehen, daß mich derselbe ein wenig ängstlich gemacht habe. Dies wurde denn Veranlassung zu folgendem Gespräche.

Werner. Aber, lieber Freund, wollten Sie denn Ihren Kindern ein so angenehmes, und gewis auch nütliches, Vergnügen darum versagen, weil aus dem Misbrauche Gefahr für Gesundheit und Leben zu fürchten ist? o dann müßten wir ia eine Menge Dinge unterlassen, und fast Alles uns versagen, weil ia beinahe keine Sache ist, die nicht gemisbraucht werden, und gewisse schädliche Folgen haben könnte. Thun Sie also das nicht, sondern beugen Sie nur den möglichen üblen Folgen durch Belehrung und Aufsicht bei Ihren Kindern vor, so werden diese vor Schaden sicher seyn und den Nutzen genießen, den das Tanzen hat, und den Sie doch gewis selbst zugestehen werden.

Ich. Ich läugne gar nicht, lieber Freund, daß nach meiner Ueberzeugung, der Tanz dem Körper auf die beste Art die Bewegung verschaffe, welche ihm zur Erhaltung seiner Gesundheit nöthig ist. Spazierengehen z. B. setzt zwar die Füße in viele Bewegung, aber
der

der übrige Körper bleibt dabei unthätig. Beim Spazierenfahren ist die Bewegung zu sanft, so daß dadurch der Umlauf des Bluts nicht sehr befördert werden kann. Beim Schaukeln wird die ganze Maschine des Körpers durch Stöße erschüttert, aber einzelne Theile ruhen ganz. Beim Tanzen aber nimmt jedes Glied an der Bewegung Theil; der Umlauf der Säfte, selbst in den kleinsten Gefäßen des Körpers, wird vermehrt, das Blut vermischt, die Bewegung befördert, und die Gelenkheit und Biegsamkeit der Glieder geübt. Dies alles kann freilich nicht anders als wohlthätig und nützlich für den Körper seyn. Da nun unsre Geisteskräfte mit der Gesundheit und dem Wohlbefinden des Körpers so genau verbunden sind, so muß der Tanz auch auf den Geist manchen wohlthätigen Einfluß haben.

Werner. Auch kann das Tanzen dazu beitragen, dem Körper eine proportionirte Gestalt zu geben, überhaupt das Aeußere des Menschen ausbilden, und dadurch seine Gesundheit erhalten und befördern. Es kommt ja sehr viel darauf an, wie wir unsern Körper tragen, wie wir gewöhnlich gehen, sitzen und

und

und stehen. Wie entstellt es nicht z. B. den Menschen, und wie schädlich kann es zugleich werden, wenn er immer mit einem krummen Rücken einhergeht, oder beim Stehen immer auf eine Seite sich neigt, oder beim Sitzen, besonders beim Schreiben und Lesen, beim Nähen und andern Arbeiten, mit eingebogener Brust sitzt! Durch dergleichen Angewohnungen kann zugleich schon in der frühesten Jugend leicht der Grund zu Verrenkungen und Verwachsungen des Körpers gelegt werden, die dem Menschen in der Folge Kränklichkeit, und wohl gar einen frühen Tod zuziehen. So würde gewis mancher Gelehrte, mancher Kaufmann, länger gelebt haben, wenn er von Jugend auf gewöhnt worden wäre, bei dem nöthigen vielen Sitzen, eine gerade, gesunde, dem Körper angemessene Stellung anzunehmen, nicht beständig sich auf eine Seite zu neigen, die Brust nicht zusammenzupressen, oder an den Schreibtisch anzudrücken. Diesem Fehler und so manchem andern bauet das Tanzen vor, wenn nämlich der Lehrmeister seine Kunst nicht bloß darinne zu beweisen sucht, daß er seine Lehrlinge rechte Sprünge machen lehrt, son-

sondern wenn er vielmehr, wie es immer seyn sollte, darauf besonders siehet, daß sie den Körper gut tragen, und alle mögliche Bewegungen und Stellungen mit Leichtigkeit und so machen lernen, wie es dem Baue des Körpers angemessen, und also gesund ist.

Walther. Darinnen gebe ich Ihnen vollkommen recht, Herr Werner. Von dieser Seite kann und muß das Tanzen, wenn man es in der Jugend zu lernen anfängt, einen großen Nutzen für die gehörige Ausbildung des Körpers haben. Man kann es auch beinahe Jeden bald ansehen, ob er tanzen gelernt habe, oder nicht, je nachdem er in der Bewegung seines Körpers eine gewisse Leichtigkeit und Behendigkeit hat, oder dabei Plumpheit und Steifheit zeigt, leicht und ungezwungen einhergeht und seinen Körper mit einem gewissen Anstande trägt, oder ihn mit sich fortschleppt, zu eingebückt oder zu aufrecht geht. Lauter Dinge, auf welche gewis bei der Gesundheit des Körpers viel ankommt.

Ich. Die Betrachtung dieser Vortheile ist es freilich, die mich bewogen hat, auch meinen Kindern Unterricht im Tanzen geben

zu lassen, und gern will ich ihnen, aufer den Vortheilen, die wir da jetzt erwähnt haben, auch das Vergnügen gönnen, welches das Tanzen mit sich führt, wenn ich nur überzeugt seyn könnte, daß sie immer vernünftig tanzen werden.

O, das werden wir gewis, lieber Vater! riefen die Kinder alle, gewis, gewis.

Ich. Versprochen ist es bald, Kinder, aber Gelegenheit, Gesellschaft und Beispiel machen nur auch gar zu leicht oft die besten Vorsätze zu nichte. Eure Aeltern und Freunde haben Euch freilich gewarnt genug vor den Fehlern, die beim Tanze häufig begangen werden. Prägt Euch also diese Warnungen recht ein, erinnert Euch daran, so oft Ihr dieses Vergnügen genießen wollt, und bewahrt Euch dadurch vor dem schrecklichen Schicksale, Eure Gesundheit durch den Genuß eines Vergnügens untergraben, vielleicht Euer Leben in einem Tanze aufgeopfert zu haben. Es mag ja wohl fürchterlich seyn, wenn man sich auf dem Todtenbette vorwerfen muß, du selbst bist durch Unvernunft und Unmäßigkeit dein Mörder geworden. Denkt fleißig daran, und befolgt den treuen Rath
Eurer

Eurer Aeltern. Lieffet Ihr Euch nicht warnen, sondern handeltet leichtsinnig und zöget Euch dadurch über lang oder kurz Schaden zu, so würdet Ihr ia, als Gewarnte, doppelt strafbar seyn, und Euch doppelte Vorwürfe machen müssen —

O, wir wollen gewis stets an diese Warnungen denken — sagte Gustav, auch die übrigen Kinder versprachen es, und klammerten sich an mich an, versicherten aber auch zugleich, daß, wenn ich es für gut befände, sie von nun an dem Vergnügen des Tanzes entsagen wollten.

Ich. Das braucht Ihr nicht, Kinder. Nur haltet fest an der Beobachtung der Regeln, die ich Euch deshalb immer gab, und die ich jetzt noch einmal wiederholen will.

Fürs erste also macht aus diesem Vergnügen nicht ein Geschäft. — Erholung nach Geschäften, Aufheiterung in den langen Abenden, soll das Tanzen für Euch seyn, aber durchaus nicht Geschäft. Es giebt junge Leute, welche während der gewöhnlichen Tanzzeit, das heißt, von Michael bis Ostern, die Tanzmusik, und die Bücher mit Zeichnungen der Tanzfiguren, immerwährend in der
Tasche

Tasche mit sich herumtragen. Für Tanzmeister, welche sich ein für allemal diesem Geschäfte gewidmet haben, paßt dies allenfalls wohl, aber iunge Leute, die andre Geschäfte entweder haben, oder zu denselben sich geschickt machen sollten, entehrt es, wenn ihr Verstand mit nichts, als mit diesem Vergnügen, beschäftigt zu seyn scheint. So mancher iunge Mensch, der ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft geworden seyn würde, wenn er seine Fähigkeiten und Anlagen ausgebildet hätte, versäumte die Stunden des ernsthaften Unterrichts und der Selbstbildung, gieng dem Tanze nach, und bereuete dann zu spät diese Verwechslung des Angenehmen mit dem Nützlichen. So manches iunge Mädchen trällerte den ganzen Tag sich Tanzmelodien vor, lebte und webte in englischen Tänzen und Walzern, fand nirgends Unterhaltung als beim Tanz, und wurde leidenschaftliche Tänzerinn. Blieb denn auch ihre Gesundheit unverdorben, wiewohl auch diese bei Uebermaas leiden muß, so ekelten ihr doch die stillen häuslichen Beschäftigungen an, welche auf ihre weibliche Ausbildung sich bezogen.

Elise. Da darf ich mich nur an Berners Malchen erinnern. Die spricht doch auch, wenigstens den Winter hindurch, von gar nichts, als vom Tanzen. Kommt man zu ihr, so kann sie entweder nicht aufhören, von dem Balle zu schwätzen, auf dem sie zuletzt gewesen ist, oder sich auf einen andern Ball zu freuen, der wieder bevorsteht. Das Ausbessern, das Waschen und Reinigen der Kleider, die durch den Tanz gelitten haben, und das Vorbereiten des Puges zu einem neuen Balle, sind ihre einzigen Beschäftigungen. Sie spielt hübsch Klavier, aber nie etwas anders, als Tänze, und wird sie wohin zum Besuch gebeten, und es wird nicht ein Tanz gemacht, so klagt sie unaufhörlich über Langeweile, indes wir andern durch Gespräche oder Spiele uns recht angenehm unterhalten.

Ich. Lernet hieraus die Regel, daß man das Tanzen nicht als Geschäft betreiben, also nicht zu oft tanzen müsse, weil man sich sonst dadurch zu ernsthafteren nöthigen Beschäftigungen nicht nur Zeit, sondern auch Lust raubt. Man will dann, daß alles sich so leicht verrichten und eben so viel Vergnügen

gen

gen machen soll, als ein Tanz, das ist aber freilich nicht möglich, und dadurch bekommt man Ueberdruß und Ekel vor ernsthaften Beschäftigungen, läßt sie liegen, läuft von neuem dem Vergnügen nach, und macht sich endlich aus diesem ein Geschäft, dem man alle seine Zeit widmet. Nun denkt Euch aber selbst, wie sehr der Mensch vor sich erröthen mag, der sich, wenn er einmal ernstlich über sich nachdenkt, vorwerfen muß, ich habe meine Zeit vertanzt. —

Nein, Kinder, so wie jedes andre Vergnügen, so muß auch der Tanz nur als Erholung von Geschäften und Arbeiten angesehen, und als solche genossen werden. Tanzt also nicht zu oft, genüßt dieses Vergnügen nur zuweilen in der kältern Jahreszeit, etwa wöchentlich ein- oder höchstens zweimal, dann wird es zu dieser Zeit, wo man ohnehin mehr in der Stube sitzen muß, Euch nützlich seyn.

Tanzt dann, zweitens, nicht unmäßig, das heißt, nicht zu lange. Es muß, statt den Körper zu stärken, ihn erschüttern, und ihm, statt zu nützen, schaden, wenn man von Nachmittags vier, bis des Nachts um zwölf,

ia wohl bis den andern Morgen früh um vier, fünf Uhr auf dem Tanzsaale sich herumtummelt. Seyd ia nie so unbesonnen; sondern so wie ich Euch bis ietzt gewöhnet habe, mit vier bis fünf, in abwechselnden Tänzen zugebrachten Stunden, zufrieden zu seyn, so beobachtet dieß auch in Zukunft, und seyd nicht die letzten auf dem Tanzplatze. Dann werdet Ihr den folgenden Tag frei seyn, von allen den Beschwerden, an welchen unmäßige Tänzer und Tänzerinnen nur gar zu sehr leiden.

Werner. Aber auch in ein paar Stunden würdet Ihr Euch schaden, wenn Ihr während derselben lauter erschütternde angreifende Tänze tanzen und nicht mit langsamern und geschwindern von Zeit zu Zeit abwechseln wölltet. Man muß es beklagen, aber man darf sich nicht wundern, wenn man so viele iunge Leute kränkeln, und dahin sterben sieht. Man darf ia nur unsre ietzigen Modetänze kennen, um sich die Möglichkeit zu erklären. Da wird ia nicht sowohl getanzt, worunter ich eine mäßige Bewegung des Körpers verstehe, sondern es wird geraset. Stundenlang iagt man sich
im

im Tanzsaale auf und ab, mit einer Geschwindigkeit und Anstrengung, die ein neuer Schriftsteller ganz richtig mit einer wilden Jagd vergleicht. Einem unbefangenen Zuschauer muß eine Tanzgesellschaft, die durch solche Tänze sich unterhält, nicht anders vorkommen, als wäre sie von irgend einem Uebel befallen, das sie nöthige, so lange hin und her zu laufen, bis Eines nach dem Andern keichend, mit hochrothem Gesicht, und mit einem von Schweiß triefenden Körper, ermattet hinsinkt. Dies ist besonders so oft die Folge des unsinnigen Walzens, das man gewöhnlich so lange fortsetzt, bis man die täubende und schwindliche Bewegung, die es im Gehirne verursacht, nicht mehr aushalten kann. In der That, wahrer Unsinn! In der Schweiz wurde daher vor einigen Jahren das Walzen verboten, weil es so ein ungesunder Tanz ist. Bei uns sahe ich leider! oft genug selbst Kinder walzen, und erwachsene Personen ihnen Beifall zuklatschen, sahe wohl gar, daß Aeltern sich freuten, wenn ihren Söhnchen und Töchterchen Beifallsbezeugungen über diesen unsinnigen, schädlichen, Tanz zu Theil wurden.

Ich. Dafür habe ich meine Kinder von
ieher in Acht genommen, unser Tanzmeister
weis darüber meine Grundsätze, und Sie wis-
sen, daß ich oder Herr Walther allezeit zuge-
gen sind, wenn getantz wird, um dergleichen
Albernheiten vorzubeugen.

Agnese. Ich erinnere mich noch recht
wohl, daß Herr Walther mich einmal gar
nicht mit tanzen lies, als ein englischer Tanz
so geschwind angefangen wurde, daß ich
selbst erschrak. Er entschuldigte mich, und
erlaubte mir bloß langsamere Tänze mitzu-
machen.

Ich. Und dadurch hat er sich als Dei-
nen Freund bewiesen. Sey nun jetzt und
von nun an immer selbst dieser Freund, und
denke an das kostbarste Gut, an die Gesund-
heit, die oft durch einen einzigen Tanz ver-
schwendet wird.

Walther. Ich habe erst heute die War-
nung eines Arztes vor den schädlichen Fol-
gen des unmäßigen Tanzes gelesen, und will
Euch Einiges davon wieder mittheilen, wenn
Ihr es der Mühe werth haltet.

Recht gern! recht gern! erscholl es von
allen Seiten, und Gustav setzte hinzu: Herr
Wal-

Walther habe ihnen ia schon oft gesagt, daß man die Gefahr am besten zu vermeiden wisse, wenn man von ihr unterrichtet sey; Er möge also immer ihnen recht viel von der Gefahr des Tanzens sagen, dadurch würden Sie desto vorsichtiger gemacht werden.

Walther. Uebermäßiges Tanzen, urtheilte iener Arzt, schadet fürs erste den Füßen, welche durch die, dem englischen Wettrennen ähnlichen, Tänze, außerordentlich angestrengt werden. Die Fußblätter schwellen von den gewöhnlichen engen Schuhen an, die Muskeln werden gespannt, und bei Frauenzimmern, welche hohe spitzige Absätze tragen, fällt das ganze Gewicht des Körpers auf die Spitze der Fußzehen. Dies verursacht Leichdornen oder Hünneraugen, und verkrüppelt allmählig die Knochen und Gelenke der Füße, dieser uns so nöthigen Glieder. — Eben so schädlich ist ienes übermäßige Tanzen für Brust und Unterleib. Es wird Gelegenheit, daß man schwer und mit Schmerz Athem holet, ermattet den Rücken, die Lenden und Schenkel, und giebt dem Körper ein unangenehmes Uebelbefinden, das man gewöhnlich Zerschlagenheit nennt. Der
Un;

Unterleib leidet durch die zu heftigen Erschütterungen, die Verdauung wird gehindert, und die Folgen davon sind eine Menge Krankheiten. Auch die feinem Gefäße der Brust werden leicht verstopft, und dieß hat öftere Anfälle von Husten zur Folge, die endlich nicht selten in Lungensucht ausarten. Eben so leicht leiden Kopf und Hals, und Zahnschmerzen, Nasenbluten und Schwindel gehören auch gewöhnlich unter den Lohn, welchen unmäßige, leidenschaftliche, Tänzer und Tänzerinnen sich erwerben.

Agnese. O! da wird Einem ganz angst und bange, wenn man hört, was für üble Folgen der Tanz haben kann. Fast möchte man da sich's vorsezen, nie wieder zu tanzen.

Walther. Sie haben doch wohl gehört, Agnese, daß diese Uebel nicht Folgen des Tanzens überhaupt waren, sondern nur Folgen des Uebermaases, des allzuöftern und allzugeschwinden Tanzens, und des zu vielen Tanzens auf einmal, wovon vorhin die Rede war. Tänzer und Tänzerinnen, die ihre Vernunft brauchen, werden also leicht sich vor allen diesen üblen Folgen hüten,

ten,

ten, und des Tanzes selbst als Mittel zu Erhaltung der Gesundheit sich bedienen können, wozu ihn auch iener Arzt empfahl.

Werner. Eben so üble Folgen, als Sie da vom unmäßigen Tanzen geschildert haben, hat auch das Verhalten beim Tanzen, in Ansehung gewisser Getränke, der Kleidung und der Luft. Und da Ihr heute auf alles, was beim Tanzen schaden kann, aufmerksam gemacht worden seyd, so will ich Euch darüber noch ein paar Regeln geben.

Fürs Erste also hütet Euch vor dem unvorsichtigen Trinken, sowohl kalter als heißer Getränke. Durch beide könnt Ihr den Grund zu Krankheiten und zum Tode legen. Die heftige Bewegung während des Tanzes macht die Lunge, den Hals, Mund und Schlund trocken und rauh, natürlich entsteht daraus Durst. Nun hüten sich zwar Tänzer und Tänzerinnen, wenn sie halbweg vernünftig handeln, vor kaltem Getränke, weil sie glauben, daß dies schädlich sey, aber den Genus warmer heißer Getränke erlauben sie sich ungescheut. Und was ist die Folge? Die Ausdünstung wird noch mehr befördert und verwandelt sich in Schweiß, indes man
im

immer wieder tanzt und springt. Die Erhitzung vermehrt sich, man trinkt immer mehr, zum Theil wohl Getränke mit scharfen Dingen, wie Punsch, und leicht entstehen dadurch Verstopfungen in der Lunge, Austrocknung und dergleichen. Noch leichter zieht man sich solche schädliche Stockungen durch kalte Getränke zu, indem diese die Ausdünstungen hemmen. Oft vranlaßt daher der Genuß kalter Getränke, Husten, Blutspeien, Ohnmachten und wohl gar Schlagfluß und schleunigen Tod. Daraus folgt also?

Gustav. Freilich so viel, daß man mäßig tanze und sich ganz wieder abfühle, ehe man trinkt.

Nur muß man, fuhr Herr Werner fort, nicht so unsinnig seyn, und dieses Abfühlen etwa durch Zugluft oder bei aufgemachtem Fenster durch die kühle Nachtluft sich verschaffen wollen. Schon mancher büßte diese Unvorsichtigkeit mit schnellem Tode, und viele büßen sie mit Krankheiten auf ihre ganze Lebenszeit. Ausruhen, Stillsitzen oder mäßiges Hin- und Hergehen, das ist die beste Art des Abfühlens. — Eine andere eben so wichtige Regel ist die, daß man nicht nur
in

in leichter Kleidung zum Tanze und gut verwahrt vom Tanze gehe, sondern auch, daß man nicht zu schnell abbreche, und zu geschwind vom Tanzsale hinweg in die Luft, nach Hause, und ins Bette eile. Es ist vielmehr höchst nöthig, daß man nach dem letzten Tanze erst noch eine Weile langsam hin und her gehe, dann in warmer Kleidung, um Erkältung zu verhüten, sich nach Hause begeben, und auch hier noch eine Weile hin und her spaziere, um so allmählig den Körper nach der heftigen Bewegung, die er gehabt hat, zu der Ruhe vorzubereiten, die er im Bette findet. Das sind nun die Befehle, die ich mir in Rücksicht des Tanzens vorgeschrieben habe, und ich bin dabei, ob ich gleich, wie Ihr wißt, noch jetzt gern ein Tänzchen mitmache, doch alt geworden und gesund geblieben. Sollte denn auch einst mein höheres Alter vielleicht mit mancher Kränklichkeit verbunden seyn, so darf ich mir doch gewis nicht den schrecklichen Vorwurf machen, durch Uibermaas und Unvorsichtigkeit im Genusse dieses Vergnügens den Grund dazu gelegt zu haben. Ein Glück, das ich Euch allen herzlich wünsche,

Wal

Walt her. Nun, Kinder, so wie bisher Eurer Aeltern und meine Sorgfalt und Aufsicht Euch vor üblen Folgen bewahrt haben, die aus dem Tanzen entstehen, so werdet Ihr künftig selbst Euch dafür bewahren, wenn Ihr Euch das merkt und treu befolgt, was Ihr eben gehört habt, und wenn Ihr durch keine falschen Vorspiegelungen, oder durch das Beispiel anderer Unvorsichtigen Euch verführen laßt, diese Warnungen zu vernachlässigen. Ihr werdet dann ohne Gefahr das Vergnügen des Tanzes genießen können, welches dem Menschen angebohren und natürlich zu seyn scheint.

Gustav. Natürlich? wie denn so? — das Tanzen ist ja eine Kunst, und wird nach Regeln erlernt, wie jede andre Kunst und Wissenschaft.

Walt her. Bei uns ist der Tanz allerdings eine Kunst, allein er war es nicht von jeher und ist es noch jetzt nicht überall. Indessen gründet sich doch auch die regelmäßige Tanzkunst auf die natürliche Neigung des Menschen zum Tanz, die bei allen Völkern in allen Gegenden der Welt angetroffen wird, eben so wie die Neigung zum Gesang
und

und zur Musik überhaupt. Der roheste Mensch drückt durch gewisse Töne seine Freude, seine Traurigkeit, seinen Haß und seine Liebe aus — und aus mehrern solchen Tönen entsteht eine Art Gesang, der seinen Empfindungen angemessen, und durch diese hervorgebracht ist. Daher erzählen alle Reisebeschreiber der neuern Zeiten, selbst die, welche Völker besuchten, die mit den Europäern noch gar keinen Umgang gehabt, von ihnen also noch gar nichts gelernt hatten, daß sie bei diesen Völkern gewisse Gesänge hörten. Freilich sind die Töne dieser Gesänge oft gar sehr widerlich für das Ohr eines Europäers und fallen nicht so angenehm ins Gehör, wie etwa eine Arie von Mozart, oder Martini. Indessen befördern sie doch da, wo man sie singt, eben die Absicht, die unsre Lieder und Arien haben, sie erregen Heiterkeit und Freude, oder stimmen zur Traurigkeit. — Der Hang zum Gesang ist also allgemein.

Eben so ist es denn auch mit dem Tanze. Die Neigung dazu liegt tief im Menschen. Wenn der Mensch froh ist, so hüpfet und springt er, ergreift seinen Nachbar, schwenkt sich mit demselben herum, und will,
daß

daß dieser auch an seiner Freude Theil nehmen soll. Wir sehen das sehr deutlich an Kindern. Ist diesen etwas besondres Angenehmes und Freudiges begegnet, sind sie recht heiter und munter, da springen sie, und schwenken sich, und beginnen nach ihrer Art einen Tanz. So liegt also auch diese Neigung im Menschen und wurde nach und nach immer mehr ausgebildet. Wenn z. B. anfangs, als die Menschen noch wenig Bedürfnisse kannten, und wo ieder Hausvater auf die Jagd, oder auf den Fischfang ausgieng, und für seine Familie Lebensmittel hohlte, der Vater Abends nach Hause kam und die erlegten Thiere, oder die gefangnen Fische mitbrachte, da sprangen Frau und Kinder um ihn herum und hüpfen vor Freude, daß nun wieder für einen Tag oder für ein paar Tage gesorgt war. Nach und nach kam irgend ein geschlechter Kopf auf den Einfall, es müsse doch wohl nicht übel aussehen, wenn alle mit einander zu gleicher Zeit so oder so sprängen, sich bewegten, im Kreise drehten, u. dergl. Man machte Versuche, das Ding gefiel, man gieng immer weiter, und so erfand man endlich regelmäßige Tänze, mit abgemessenen gleich.

gleichförmigen Bewegungen, Schritten und Sprüngen. So denke ich mir den Ursprung und die allmähliche Ausbildung des Tanzes, zu dem die Neigung dem Menschen ganz natürlich ist, und den wir daher auch bei allen Völkern, bald in dieser, bald in iener Gestalt antreffen, selbst in Ländern, wo man ihn nicht vermuthen sollte.

Es scheint z. B. daß in den so heißen Gegenden von Afrika der Mensch unmöglich aufgelegt seyn könne, zu tanzen, und durch die damit verbundene Bewegung sich noch wärmer zu machen. Aber auch hier behauptet diese Neigung ihr Recht. Trotz des heißen Klima's tanzen die Bewohner von Afrika für ihr Leben gern, und ist es ja bei Tage zu warm, nun so verspart man es bis auf den Abend, und tanzt die Nacht hindurch bei Mondschein. So tanzen z. B. die Neger in Niederguinea fast täglich, und bei ieder Gelegenheit, ja selbst bei traurigen Vorfällen folgen sie diesem Hange zum Tanz. Es mag ihm ein Sohn geboren werden oder die Aeltern mögen ihm sterben, der Neger tanzt; tanzt bei Hochzeiten und bei Beerdigungen. Um ihrem Tanze noch mehr Leben

zu geben, singen diese Neger zugleich dazu, und wissen durch ihre Bewegung den Sinn, der im Gesange liegt, recht deutlich auszudrücken. Freude oder Betrübniß zeigt ihr Tanz, und das dazu angestimmte Lied ist dem Ausdrucke des Tanzes vollkommen angemessen, muntert zur Freude auf, oder ist ein Klaglied. Auch einzelne Personen suchen zuweilen durch Lieder und Tänze ihre Empfindungen zu bezeigen. So sah einmal ein Europäer eine Negerinn den Tod ihres Mannes gleichsam betanzen, und dabei besingen. In ihrem Liede verglich sie sich und ihre Kinder mit einem Hause und ihren Mann mit dem Dache dieses Hauses. So wie nun, klagte sie, das Haus dem Winde und Wetter bloß steht, wenn das Dach fehlt, so bin auch ich mit meinen Kindern nun aller Noth ausgesetzt. Den Sinn dieses Klagliedes wußte sie zugleich recht sehr deutlich durch ihre Bewegungen auszudrücken. Einer andern Negerinn war durch Räuber ihr Sohn entführt und den Europäern als Sklav verkauft worden. Dies suchte sie denn, so bald sie es erfuhr, durch Gesang und Tanz andern recht anschaulich zu machen. Dabei stürzte sie wild
aus

aus ihrer Hütte, ergriff ihre Tochter bei der Hand und iammerte. Oft rufte sie ihren Sohn, verwünschte die Räuber und schimpfte auf die geizigen Europäer. Ihr Tanz und ihre Geberden waren dabei ein so sprechender Ausdruck des heftigsten Schmerzes, daß die anwesenden Europäer bis zu Thränen gerührt wurden und sich entfernen mußten.

Werner. In der Gegend von Afrika, welche Sierra Leone heißt, tanzt man ebenfalls sehr fleißig, besonders bei schönen Mondhellen Nächten, oft bis nach Mitternacht. Außer der dabei gewöhnlichen Musik haben die Tänzer ein flaches Stück Holz in der Hand, mit dem sie, während des Tanzens, den Takt schlagen. Bei Begräbnissen werden drei Tage hinter einander Abends Tänze angestellt.

Auf der Goldküste in Afrika sind besonders Weiber und Mädchen so leidenschaftliche Tänzerinnen, daß sie gleich zu hüpfen und zu springen anfangen, wenn sich nur von weitem etwas hören läßt, was dem Tone eines Instruments ähnlich ist. Bei den nothwendigsten und beschwerlichsten Arbeiten

fangen sie dann an zu tanzen. Fast alle Abende kommen die Einwohner jedes Orts auf einem freien Platze zusammen, und singen und tanzen ein paar Stunden. Ja manchmal geben die dortigen Könige Tanzfeste, wo acht Tage hintereinander nichts gearbeitet, und bloß getanzet wird. Dahin sollten unsre Tanzlustigen gehen, das wäre doch noch ein Ball — denkt nur! ein Ball von acht Tagen! Freilich sind die Tänze dieser Regier sonderbar genug; sie stampfen fleißig mit den Füßen auf die Erde, schlagen einander Schnippchen mit den Fingern, und zischeln und flüstern sich allerlei ins Ohr. — Bei den Senegambischen Regern gehören auch Kniebeugungen zum Tanzen. Männer tanzen da mit bloßen Degen, die sie weidlich schwenken. — Von den Hotentotten erzählt ein neuer Reisender, daß sie ebenfalls gern tanzen. Sie fassen sich gewöhnlich bei der Hand und tanzen nach verschiedenen Richtungen im Kreise hin und her. Von Zeit zu Zeit lassen sie einander los, schlagen dabei den Takt, klatschen mit der Hand, und singen zu der Musik, die dabei gemacht wird. Manchmal tanzen alle Tänzer hinter
ein

einander her, hängen den Kopf, schlagen die Augen nieder, und geben sich, so viel möglich, ein recht trauriges Ansehen. Aber bald verwandelt sich diese scheinbare Traurigkeit in Fröhlichkeit und Ausgelassenheit. Dieser Uebergang soll, wenn ihn die Tänzer gut ausführen, für die Zuschauer sehr angenehm seyn, welches sich leicht denken läßt. Oft tanzt auch von einer Menge Tänzer Jeder für sich so gut oder schlecht als er kann, und man sucht einander den Rang abzulaufen.

O! erzählen Sie uns doch noch mehr von den Tänzen der verschiedenen Völker, riefen Elise und Agnese, auch die Knaben meinten, es sey ihnen dies unterhaltend, und ich fuhr denn fort: So wie Ihr Tänze in Afrika findet, so tanzt man auch in Asien bei den rohen Kamtschadalen, Ostiaken, Samojeden und ähnlichen Völkern. Diese pflegen in ihren Tänzen ihre Beschäftigungen, z. B. Jagd, Fischfang, Vogelstellerei nachzuahmen und taktmäßig auszudrücken.

Eben diese Neigung zum Tanzen zeigt sich sogar bei den rohesten Völkern in Amerika: Ihr werdet z. B. die nordamerikanis-

schen Wilden als sehr rohe, grausame, kriegerische Menschen kennen?

Eduard. Ja wohl. Das sind ja die Unmenschen, welche ihren Gefangnen die Haut vom Hinterkopfe abziehen, welches man Scalpiren nennt.

Ich. Eben diese wilde Menschen verläugnen auch im Tanze ihren Charakter nicht. Ihr Lieblingstanz ist der Kriegstanz, den ein Reisender, welcher ihn einst mit ansah, ungefähr so beschreibt: Alle Tänzer schlossen anfangs einen Kreis und machten verschiedene Stellungen, Bewegungen, Gebärden und Mienen. Dann blieben nur die besten Tänzer stehen, die andern aber setzten sich nieder, sahen zu, und sangen. Nun fiengen Jene an zu fechten und zu streiten, zielten auf einander, und stellten sich, als wollten sie mit ihren Gewehren einander todtschlagen, legten ein Gewehr weg, nahmen ein andres, und drohten dann auch mit diesem einander fürchterlich, wie die ärgsten Feinde. Die Hauptkunst bestand darinne, daß kein Tänzer bei den schrecklichsten Drohungen und verstellten Hieben und Schlägen sich nur im geringsten rückte, oder ihnen auszuweichen Miene machte,

te,

te; that er das, so war er in den Augen seiner Landsleute ein furchtsamer Haase und durfte nicht mehr mit in Krieg ziehen, welches für ihn die größte Schande war. — Von der frühesten Jugend an gewöhnt man die Knaben an diesen Tanz und unterrichtet sie darinne, da es einem Manne zur Ehre gereicht, wenn er ihn fertig mithalten kann.

Einen ähnlichen Tanz giebt es bei den wilden Neuseeländern, die, wie Euch bekannt ist, zum Theil noch Menschenfresser sind. Die Tänzer gebheerden sich dabei ganz abscheulich, drehen die Augen so, daß man nur das Weiße sieht, strecken die Zunge unglaublich weit heraus, und machen die fürchterlichsten Mienen und Grimassen. Zugleich schütteln sie ihre Wurfspiesse und hauen mit ihren Streitärten in der Luft herum. Auch Musik machen sie zu diesen gräßlichen Tänzen, die zwar wild, aber doch nicht so unangenehm ist, als man sie von einem so rohen, grausamen Volke erwartet, den Takt halten die Tänzer so gut, daß sie allemal alle zu gleicher Zeit aufhören und wieder anfangen.

Eine Art von angenehmeren, gefälligeren Tänzen sahen Reisende auf der Insel Ota-
hiti, und auf den benachbarten Inseln, wie
denn auf allen diesen Inseln fleißig getanzet
wird. Man führt hier ganze Vorstellungen
durch Tänze auf. So stellten z. B. die Tän-
zer zwei Partheien vor, die auch durch Klei-
dung unterschieden waren; eine gieng näm-
lich braun, die andre weiß. Einer unter der
braunen Parthei war der Herr, die andern
machten die Bedienten. Die weiße Parthei
spielte die Rolle der Diebe. Ehe der Tanz
begann, gab der braune Herr seinen Leuten
einen Korb mit Fleisch in Verwahrung, und
diesen suchten nun die Weissen durch aller-
hand Kunststücke während des Tanzes weg-
zubringen. Allein es gelang ihnen nicht so
leicht. Doch nach einiger Zeit setzten sich die
Braunen nieder und schliefen ein. Das war
denn natürlich für die Diebe die schönste Ge-
legenheit, ihren Streich auszuführen. Leise
tanzend schlichen sie also hin, hoben die Schla-
fenden, die auf dem Korbe lagen, sachte weg,
und hüpfen tanzend mit ihrer Beute davon.
Bald wachten die Schläfer auf, vermißten
ihren Korb, nahmen aber den Verlust nicht
sehr

sehr zu Herzen, sondern tanzten vom neuen wieder fort. — Es findet sich also auch bei den Völkern, die wenig oder gar nichts von den Künsten wissen, der Tanz.

Werner. So erinnere ich mich erst neulich gelesen zu haben, daß auch auf der kleinen Insel Ischia, die neben dem Meerbusen von Neapel liegt, der Tanz sehr gewöhnlich ist. Und eben die Einwohner dieser Insel, die Ischieser, sind ein ganz kleines unschuldiges Völkchen, das von Künsten und von Reichthum, Pracht und Staat gar nichts weiß. Der König von Neapel besucht sie jährlich einmal, und beschenkt sie. In ihren steilen Gebirgen giebt es nur Esel und Ziegen, Wirthshäuser hat man nicht, aber jeder Hausvater bewirthe gern jeden Fremden. Fast alle Einwohner sind Winzer und haben Weinberge. Ihre Häuser sind klein, haben platte Dächer, man versammelt sich, da das Klima sehr angenehm ist, meist im Hofe, wo ein Dach von Weinreben vor der Sonne schützt, unter welchem auch gespeißt wird. Kaum ist das Abendbrod genossen, so räumt man die Tische weg und der Hof wird ein Tanzsaal. Tanzen geht diesen einfachen
zu.

zufriednen Menschen über alles. Ein Mädchen sagte zu einem Reisenden von einer ihrer Verwandtinnen, „sie ist hässlich, denn sie kann nicht spielen und nicht tanzen.“ Selbst die Feste ihrer Heiligen werden nicht ohne Tanz begangen.

Walt her. So stimmen denn alle Reisebeschreiber darinn überein, daß der Tanz ein allgemeines Vergnügen der Menschen sey. Man tanzt bei Völkern, die natürlich gut und unverdorben sind, aber auch bei rohen und grausamen, und eben so bei den gebildetsten Völkern, wie der größte Theil der Europäer ist, obgleich die Tänze an sich sehr verschieden sind. Ja wir finden den Tanz schon bei den ältesten Völkern der Erde, von deren Gebräuchen sich Nachrichten bis auf unsre Zeiten erhalten haben. —

Die alten Völker bedienten sich der Tänze bei sehr verschiedenen Gelegenheiten. So gab es z. B. heilige Tänze, die man beim Opfern und sonst bei andern gottesdienstlichen Handlungen in den Tempeln hielt; andere Tänze gehörten fürs Theater, und man führte sie theils bei Trauerspielen, theils bei Lustspielen auf. An gewissen Tagen und bei gewis-

gewissen Festen, tanzte man auf den öffentlichen Plätzen. Man tanzte überhaupt bei frohen Begebenheiten und bei traurigen, z. B. bei Beerdigungen. Besonders stand bei den Griechen die Tanzkunst in sehr grossem Ansehen; man hielt sie nicht nur allgemein für sehr nothwendig zur Ausbildung des Körpers, sondern man sahe sie besonders auch für eine treffliche Vorbereitung zur Erlernung der Kriegskunst an. Ich will Euch von allen diesen Einiges erzählen.

Heilige Tänze, die man veranstaltete, um den Göttern seine Freude und seinen Dank zu bezeugen, und sich ihre Gunst und Gnade auszubitten, hatten z. B. die Aegyptier. Diese verehrten nämlich, ausser andern Gottheiten, auch die Gestirne, und dadurch waren sie denn auf den Gedanken gekommen, die verschiedenen Bewegungen der Himmelskörper oder den Lauf der Gestirne durch Tänze nachzuahmen. Es war also bei ihrem Gottesdienste sehr gewöhnlich, daß die Priester um die Altäre herum tanzten, wobei der Altar gleichsam die Sonne, und der Tanz der Priester um denselben die Bewegung und den Lauf der Himmelskörper um die Sonne vor-

vorstellten. — Aehnliche Tänze findet man denn auch noch jetzt bei gewissen indianischen Völkern, welche die Gestirne als Gottheiten verehren.

Aber die Aegyptier waren es nicht allein, welche solche heilige Tänze anstellten. Die Griechen und Römer hatten sie den Aegyptiern abgelernt, ahmten sie nach, und so wurden auch in den griechischen und römischen Tempeln gar oft Tänze zu Ehren dieses oder jenes Gottes, dieser oder jener Göttinn aufgeführt. Auch bei Umgängen oder Prozessionen, welche die Priester und Priesterinnen verschiedenen Göttern und Göttinnen hielten, ward gar fleißig getanzt.

Doch nicht nur heidnische Völker hielten heilige Tänze, die nach ihrer Meinung den Göttern gefallen sollten, wir finden, daß man es sogar bei den Juden nicht für unanständig hielt, gewisse Feste mit Tänzen zu begehen. Dies geschah besonders am Laubhüttenfeste selbst im Tempel. Wenn nämlich Abends geopfert und gebetet worden war, gieng die Gemeinde aus dem innern Vorhof in den äußern. Hier wurden
zween

zween grose goldne Leuchter aufgehangen, die einen so grosen Glanz von sich gegeben haben sollen, daß ein groser Theil der Stadt Jerusalem davon erhellet wurde. Nun fiengen die Priester, welche brennende Fackeln in der Hand trugen, einen Tanz an, zu welchem die Leviten, die auf den Stufen des innern Vorhofs standen, auf Harfen und andern Instrumenten spielten und sangen, indeß zween andre Priester die Trompete bliesen. Männer saßen umher auf Bänken, und sahen zu, und die Weiber befanden sich oben auf einer Galerie. Dieser Tanz dauerte tief in die Nacht.

Auch bei den ersten Christen war es nichts Ungewöhnliches, daß sie bey ihren Zusammenkünften zuweilen tanzten. Bis ins achte Jahrhundert hielt man sogar auf den öffentlichen Plätzen vor den Kirchen der Heiligen, am Abende vor denen ihnen gewidmeten Festen, Tänze. Die Päbste gaben sich zwar nachher alle Mühe, diese Tänze, wegen der Unordnungen, die dabei vorfielen, abzuschaffen, indessen siegte doch hie und da die Neigung zum Tanz selbst über das Verbot der Päbste. Besonders in Italien, Frank.

Frankreich, Spanien und Portugall, behielt man diese Tänze bei Festen noch lange bey, und tanzt wohl jetzt noch hie und da zu Ehren der Heiligen, z. B. in Ischia, wie ihr vorhin hörtet. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war es in Limoges in Frankreich noch gewöhnlich, daß man am Feste des heiligen Martials, der die Einwohner dieser Stadt und ihrer Gegend zum Christenthume bekehrt haben soll, in der Kirche dieses Heiligen einen Kreistanz begann, und dabei sang: Heiliger Martial, bitte für uns, wir wollen für dich tanzen.

Nach und nach mochte man freilich zum Theil aus diesen heiligen Tänzen eine sehr alltägliche Lustbarkeit machen, und ausgelassen springen und hüpfen, wenigstens war das der Fall mit gewissen heiligen Tänzen der Griechen und Römer. Aber anfänglich waren jene Tänze, die man in den Tempeln hielt, gewiß sehr ernsthafte, langsame und gleichsam feierliche Bewegungen nach einem gewissen Taktmaase, und durch ihre Langsamkeit und Feierlichkeit unterschieden sie sich denn von den gewöhnlichen frohen und lustigen Tänzen, die zum gesellschaftlichen Vergnügen bestimmt sind.

Eduard. Sie mögen also wohl noch langsamer und gravitatischer gewesen seyn, als unsere Menuet?

Walther. Auf jeden Fall, denn sie sollten die Seele nicht zur Lustigkeit, sondern nur zu ernsthafter, gemäßigter Freude aufmuntern. — So wie man nun den Tanz benutzte, um der Gottheit seine Freude zu bezeugen, so wurde er auch bald der Beweis der Freude bei öffentlichen Festen, bei großen glücklichen Begebenheiten, die das ganze Volk angiengen, z. B. bei Siegesfesten, wenn der Feind überwunden worden war, oder an den frohen Tagen der Aernthe, der Weinlese, oder zu Anfang des Mayes, als der Rückkehr der schönen Jahreszeit. In Rom und in ganz Italien herrschte z. B. die Sitte, daß den ersten Mai ganze Haufen junger Bürger und Bürgerinnen mit Anbruch des Tages sich versammelten, und mit Musik und Gesang tanzend aufs Feld zogen. Hier holten sie grüne Zweige, kehrten in die Stadt zurück, und puzten mit diesen Zweigen die Häuser ihrer Aeltern und Verwandten aus. Dann fanden sich Alte und Junge, Reiche und Arme, Vornehme und Ge-

Geringe auf den öffentlichen Plätzen ein, man aß und trank, und sang und tanzte wieder, und so war der ganze Tag ein Fest, an dem Tänzer und Tänzerinnen sich gern mit grünen Zweigen, als den Beweisen der wiederkehrenden schönen Jahreszeit, schmückten. Ländliche Tänze waren unter den Griechen und Römern sehr gewöhnlich, und Tänzer und Tänzerinnen kränzten sich dabei mit Blumen.

Auch bei Gastmahlen, bei Hochzeiten und ähnlichen Gelegenheiten wurde bei den Griechen und Römern getanzt, ja man bediente sich des Tanzes sogar bei traurigen Gelegenheiten, z. B. bei Leichenbegängnissen. So war es unter andern in Griechenland Sitte, daß bei den Leichenbegängnissen vornehmer Personen, eine Anzahl Jünglinge mit Cypressenzweigen in den Händen vor dem Sarge hergingen, und nach einer Trauermusik ernsthafte und feierliche Tänze aufführten.

Außer dem Gebrauche nun, den man in allen diesen Fällen von dem Tanzen machte, fieng man auch an, ihn aufs Theater zu bringen, und da erreichte er den höchsten Grad von
Kunst

Kunst unter den Griechen und Römern. Es wurden nicht nur zu Anfange und zu Ende der Schauspiele mancherlei Tänze gehalten, zu denen gesungen wurde, sondern es gab in Griechenland, und späterhin vorzüglich in Rom, Schauspieler, welche ganze Schauspiele aufführten, ohne zu sprechen. Diese Künstler wußten alle mögliche Handlungen und Unterredungen, die wir sonst mit Worten ausdrücken, durch ihre Bewegungen, Stellungen, Mienen und Geberden so sprechend vorzustellen, daß die Zuschauer alles eben so deutlich verstanden, als würde gesprochen. Ja sie machten, nicht selten dadurch einen noch stärkern Eindruck auf die Zuschauer als durch Worte, und es war nichts Ungewöhnliches, daß iene vor Rührung Thränen vergossen, wenn geschickte Tänzer und Tänzerinnen ein solches Schauspiel, das man Pantomime nennt, und bei welchem die Tanzkunst sich in ihrer völligen Stärke zeigte, gaben.

Ich. Dieser alte Gebrauch, den man vom Tanzen machte, ist in neuern Zeiten wieder hervor gesucht worden, als man vor einigen Jahrhunderten anfieng, Ballette
auf

aufzuführen, die nichts anders waren, als Vorstellungen irgend einer Begebenheit aus der heidnischen Götterlehre, oder aus der Geschichte, oder aus dem menschlichen Leben und dergl., bey welchen Vorstellungen aber auch alles, oder doch das Meiste, bloß durch Geberden, Mienen und Stellungen ausgedrückt wurde. Ich erinnere mich eines solchen Ballets, das sehr artig war, und das Tabak-Balet hieß. Erstlich stellte die Scene die Insel Tabago vor, von welcher der Tabak seinen Namen hat. Ein Haufe Indianer besangen, als Einleitung zum Stück, den Nutzen des Tabaks, und das Glück der Völker, denen die Götter diese kostbare Pflanze verliehen hätten. Im ersten Aufzuge erschienen dann indianische Priester, welche aus goldnen Schnupstabaksdosen, die an den Gürteln ihrer Kleider hiengen, Schnupstabak in die Luft streueten, um die Winde und Stürme zu besänftigen, nachher giengen sie in abgemessenen und langsamen Schritten um einen Altar herum, und rauchten dabey Tabak aus langen Pfeifen. Der Rauch sollte eine Art Opfer für ihre Götter seyn. Im zweiten und dritten Aufzuge wurden

den

den von den Indianern Tabaksblätter gesammelt, und endlich zu Rauch- und Schnupftabak zubereitet. Im vierten erschienen eine Menge Tabakschnupfer, welche nach dem Takte nießten, und einander wechselsweise, unter vielen Bücklingen und manchen, zum Theil lächerlichen, Komplimenten ihre Tabaksdosen anboten. Der fünfte Akt stellte endlich eine Gesellschaft in einem Gasthose vor, deren Mitglieder alle Tabak rauchten. Da gab es Türken und Mohren, Spanier, Portugiesen, Deutsche, Franzosen, Polen, und überhaupt Leute von alle den Nationen, wo das Tabakrauchen gewöhnlich ist. Alle diese Personen wurden von den Indianern mit Tabak bedient, und rauchten ihn auf verschiedene Art, Jeder nämlich nach Sitte seines Landes. Dies machte den Beschluß. Wenn Ihr Euch noch hinzudenkt, daß alles dies nach abgemessenen Schritten und Bewegungen geschah, die ganz genau mit der Musik harmonirten, so werdet Ihr mir wohl glauben, wenn ich Euch versichere, daß dergleichen Ballette fürs Auge und Ohr sehr reizend waren und die Einbildungskraft sehr angenehm unterhielten. Man hat daher im

N. Kinderst. 10. B. S vori

vorigen Jahrhunderte, und selbst in dem jezigen, an verschiedenen Höfen in Europa sehr viel daran gewendet, um dergleichen Ballets, oft mit außerordentlicher Pracht aufzuführen. Jetzt aber scheint dieser Gebrauch der Tanzkunst ziemlich aufzuhören, auf den doch Griechen und Römer mit Recht viel hielten, da die dabei herrschende Ordnung, Regelmäßigkeit und Harmonie in der Seele des Zuschauers eine Art von Liebe für Ordnung und Regelmäßigkeit erweckt.

Walther. Außerdem daß in Griechenland die Tanzkunst auf dem Theater sehr fleißig angewendet wurde, hielt man sie überhaupt für eine Kunst, deren Erlernung jungen Personen beiderlei Geschlechts durchaus nöthig sey, damit sie sich den gehörigen Anstand verschafften, den sie im Umgange zeigen sollten. Man glaubte in den gebildeten griechischen Staaten allgemein, ieder Mensch, der unter die gesitteten Menschen gehören wolle, müsse Musik verstehen, und zur Musik gehörte vorzüglich Gesang und Tanz. So wie man durch Fechten, Ringen, Schwimmen und andre Leibesübungen dem Körper Stärke, Festigkeit und Kraft geben wollte,

so

so hielt man auch Gesang und Tanz für sehr geschickte Mittel, der Seele eine gewisse Neigung zur Ordnung, zum Anstande und zu mancher andern guten Eigenschaft einzuflösen. Es gehörte daher der Tanz durchgängig zu einer guten Erziehung.

In denienigen griechischen Staaten, wo man viel auf körperliche Stärke hielt, und die Jugend zu geschickten und tapfern Kriegern bilden wollte, bediente man sich des Tanzes vorzüglich auch, um den Körper dadurch, von Jugend auf, zu ieder Bewegung geschickt, und die Gelenke biegsam zu machen. Dies war freilich besonders nützlich und nöthig zu einer Zeit, wo das Geschütz noch nicht erfunden war, sondern ein Krieger gegen den andern focht, wobei denn gar viel auf körperliche Stärke und Gelenkheit des Körpers ankam. So hatten z. B. die Lacedämonier gewisse Tänze, worinne ihre Jugend sich üben mußte, und in denen alles vorkam, was nur irgend in dem Gefechte mit dem Feinde vorkommen konnte. Man drückte durch diesen Tanz aus, wie man den Feind angreifen und zurückschlagen, wie man der Gefahr, verwundet zu werden, ausweichen

chen, wie man den überwundenen Feind gefangen fortführen, wie man den Degen ziehen, Pfeil und Bogen ergreifen, dem Feind im Hinterhalte auflauern, aus demselben plötzlich hervorbrechen müsse u. s. w. Kurz der ganze Tanz war nichts weiter, als ein Bild des Kriegs, durch welches man den jungen Leuten frühzeitig die Ordnung, den Angriff, die Schwenkungen und noch manche andre im Kriege vorkommende Dinge gleichsam spielend und, ohne daß sie dabei Gefahr liefen, kennen lernte. Dieser Tanz war zugleich mit Musik begleitet, und sogar im Kriege selbst giengen die Lacedämonier, unter dem Schall der Musik, gleichsam tanzend auf ihre Feinde los, griffen sie muthig an, schlugen sie nicht selten tapfer zurück und wurden Sieger. Ueberhaupt beschloß die Lacedämonische Jugend ihre Kampfübungen gemeintlich mit einem Tanze.

Auch unter den andern Griechen war die Tanzkunst so beliebt und geehrt, daß selbst die weisesten und angesehensten Männer es nicht unter ihrer Würde hielten, einen anständigen Tanz mitzumachen. Sogar Sokrates, der doch sonst ein sehr strenger Mann war,

war,

war, scheute sich nicht, in seinem Alter noch zu tanzen, und als einmal einige seiner Bekannten sich darüber zu wundern schienen, sagte er zu ihnen: „Wie kann es Euch doch auffallen, lieben Freunde, daß ich mich unter junge Leute mische, um einen Tanz zu machen? Könnt Ihr mir es verdenken, daß ich durch diese Übung meine Gesundheit befördern, meinen Appetit stärken, den Schlaf mir versüßen, die Geschmeidigkeit und Stärke meines Körpers vermehren will?“ — Ja eben dieser Weise gestand sogar offenherzig, er bedauere es gar sehr, daß seine Aeltern ihn nicht von Jugend auf fleißiger zum Tanze angehalten hätten.

Die Griechen tanzten also, wie Ihr aus alle dem sehet, gerne, und eben das war der Fall bei den Römern. Man hatte in Griechenland und Rom eine Menge gesellschaftlicher Tänze, mit denen man sich bei Gastgeboten, nach gehaltener Mahlzeit, bei Hochzeiten, beim Erndtrefeste, bei der Weinlese und ähnlichen Gelegenheiten vergnügte. So hieß z. B. ein Tanz der Kranich, und wurden so getanzt, daß Tänzer und Tänzerinnen einander bei der Hand faßten, und mit gro-

ser Geschwindigkeit im Kreise sich herumbre-
herten. Der Anführer oder die Anführerin
suchte dann sich plötzlich herauszuwinden
und wieder an die Spitze zu kommen. Den
Namen Kranich soll er daher erhalten haben,
weil bei diesen Vögeln, wenn sie in ganzen
Schaaren fliegen, auch gewöhnlich einer vor-
anfliegt und die andern ihm, als Führer, in
manchen Krümmungen folgen.

Die Neigung zum Tanzen, welche die al-
ten Griechen besaßen, findet sich selbst noch
iezt bei ihren Nachkommen, die unter türki-
scher Oberherrschaft leben. So erzählt ein
neuer Reisender, daß es für diese Griechen
ein sehr angenehmer Zeitvertreib sey, einan-
der, besonders auf Spaziergängen, anzu-
fassen und zu tanzen. Oft versammeln sich
ganze Dörfer auf einem Platze, und man
tanzt bis zur Ermüdung.

Doch ich sehe, daß es Tischzeit ist, sagte
Herr Waltherr, indem er nach der Uhr sah,
und muß also abbrechen. Was Ihr eben
gehört habt, ist Euch doch wohl Beweis ge-
nug, daß der Tanz schon in alten Zeiten ein
sehr gewöhnliches Vergnügen war, und daß
er es noch ietzt fast bei allen, selbst bei den
rohe-

rohesten Völkern, bei den Australen, Amerikanern, Asiaten und Afrikanern ist. Daß auch in Europa bei allen Völkern getantz wird, wißt Ihr ja daher, weil es besondere Arten von Tänzen giebt, die von den Völkern, unter denen sie am gewöhnlichsten sind, den Namen haben.

Gustav. O ja, es giebt ja englische und französische, polnische, ungarische und noch eine Menge andrer Tänze.

Walther. Tanzt nun, wenn Ihr vernünftige Menschen heißen wollt, immer nur diejenigen Tänze, die Eurem Körper und Eurer Gesundheit angemessen sind. Bleibt dabei den Regeln treu, die Ihr heute erhalten habt, so wird Euch der Tanz nichts schaden, sondern Ihr werdet den Nutzen davon haben können, der mit dieser Leibesübung verbunden ist.

Forto

Fortsetzung, des am Schlusse des vorigen Bändchens, abgebrochenen Stückes.

Franz. Die ganze Elbe einen hohen Berg herabstürzen sehen, das muß ein prächtiges Schauspiel seyn. —

Walther. Halt, halt, Herr Geograph! Weißt Du nicht mehr den Ursprung der Elbe?

Franz. (sich eine Weile besinnend) Auf dem schlesischen Riesengebirge.

Steinau. Nun und beim Ursprunge wirst Du Dir die Elbe doch wohl nicht so vorstellen, wie Du sie hier bei Dresden siehst! Eine Menge kleiner Quellen oder Wasseradern, die man Elbbrunnen nennt, laufen zusammen in einen Bach, der sich nach und nach vergrößert, und erst bei Leutmeritz in Böhmen zu einem schifbaren Flusse wird.

Gustav. Sie sprechen von einer Menge kleiner Brunnen? — Ich habe immer nur von eilf Quellen gehört und geglaubt, daß die Elbe davon ihren Namen habe. —

Stein

Steinau. Der Name Elbe ist ein
altsächsisches Wort, das einen Fluß anzeigt,
und so könnte also ieder Fluß Elbe heißen?
Warum nun gerade dieser den Namen allein
behalten hat, wird Dir Niemand erklären
können. Genug, so viel kannst Du glauben,
daß die Elbe nicht von eilf Quellen den Namen
hat. Auf einer ansehnlichen Wiesenfläche,
welche sich auf der böhmischen Seite des Rie-
sengebirges längs der schlesischen Grenze er-
streckt, und den Namen der N a v a r i s c h e n
Wiese führt, entspringen die sogenannten
Elbbrunnen. Der ganze Boden besteht
aus Torfmoor, ist mit Moos und Kräutern
bedeckt und mit bemoosten Felsentrümmern
wie übersäet. Daher ist's denn auch gefähr-
lich, hier zu gehen, und man muß beständig
mit dem Stocke ieden Fußtritt untersuchen,
wenn man nicht in Klüfte fallen will. — Der
schmelzende Schnee, der Regen und die be-
ständigen Wolken in dieser Gegend feuchten
die Wiese immer an. Diese Feuchtigkeiten
sickern tropfenweise durch die Wurzeleder an
den Felstrümmern hernieder, bis sie einen
festen Steingrund finden, auf welchem sie
dann herabrinnen. Hie und da sammelt sich
ein

ein Zusammenfluß solcher Tropfen, der dann als eine Quelle sich zeigt oder auch einen kleinen Teich bildet, aus welchem beständig Wasser abfließt. Dies ist die Entstehung der meisten Flüsse auf hohen Gebirgen. Aus solchen kleinen Wasserbehältern nun entsteht denn auch die Elbe; nur sind es nicht eilf, sondern wohl viele hundert, wenn man alle die einzelnen kleinen Wasser dazu rechnen will. Die rieselnde Quelle, die daraus entsteht, wird bald zu einem kleinen Bach, der hier schon Elbe heißt, über den abschüssigen Felsrücken läuft und zahllose kleine Kaskaden bildet.

Auf einmal aber öffnet sich der Elbgrund, eine schauerliche Schlucht in dem hohen Gebirge, in welche der neuentstandene Fluß hinabstürzt. Außer dem eigentlichen Elbfalle stürzen sich noch sieben bis acht kleinere Strahle in mancherlei Richtungen über die eckigen Felswände, bald vier, bald acht bis zehn Fuß hinunter, dann steht wieder ein Absatz im Wege, an welchem der Strahl sich bricht und nun mit desto stärkerem Geräusch tiefer fällt. So stürzen denn die verschiedenen Kaskaden über hundert Fuß hinunter und schief-

sen

sen endlich zusammen in einem Bogen frei durch die Luft in den schauerlichen Abgrund, der gewiß gegen funfzehnhundert Fuß tief ist. Ringsum sind die fürchterlichsten Felswände, die die Natur bei irgend einer großen Veränderung gewaltsam von einander gerissen zu haben scheint. Unten im engern Thale sieht man nichts, als hohe Wälder mit nackten Klippen und grünen Wiesenplätzchen; und ringsum herrscht Stille und Einsamkeit. —

Meine Kinder wären ganz Ohr und so in Bewunderung versunken, als ob sie selbst dem Elbfalle zusähen.

Eduard. Haben Sie nicht auch eine Zeichnung von dem Elbfalle mitgebracht?

Steinau. Ich war froh, daß ich vom bloßen Sehen mit heiler Haut und ganzen Gliedern zurückkam und dachte gern nicht ans Zeichnen. Denn der Weg nach dem Elbfalle ist äußerst gefährlich, und man kann bei jedem Schritte in die Tiefe stürzen, wenn man nicht die genaueste Vorsicht beobachtet. Ich hielt mich beständig an den Aesten fest und ließ die eine Hand gewiß nicht eher los, als bis die andere sich wieder fest hielt. Denkt Euch

Euch einmal den Punkt, von welchem ich den Elbfall beobachten mußte, wenn ich ihm so nahe als möglich seyn wollte, und Ihr werdet mir es dann gewis nicht verdenken, wenn ich keine Zeichnung fertigte. Uiber den schmalen Rücken einer Klippe mußte ich auf Händen und Füßen kriechen und auf einem Felsstücke liegend in den Abgrund schauen, weil ich es nicht wagen durfte, aufrecht zu stehen.

Elise. Da hätte ich mich nicht einmal zu liegen getraut — mir wäre Hören und Sehen vergangen.

Steinau. Wer sich an den Anblick fürchterlicher Abgründe nicht gewöhnen kann, muß in gebirgige Gegenden gar nicht reisen und besonders auf das prächtige Schauspiel von Wasserfällen Verzicht thun, weil diese meistens immer an eben so schönen als grausenden Orten sich befinden. Du wünschest Dir immer die Schweiz zu durchreisen, aber da giebt's noch weit fürchterlichere Wege und Standpunkte, wo man die Schönheiten derselben beobachten muß, als auf dem Riesengebirge.

Gustav.

Gustav. Aber auch noch weit mannichfaltigere Naturszenen.

Agnese. Und besonders auch prächtige Wasserfälle. —

Steinau. Ungleich prächtigere, die theils wasserreicher und mit weit mehr Getöse, theils auch weit höher herabstürzen, als die, welche Ihr eben auf dem Riesengebirge kennen gelernt habt. Der Rheinfall, der Giesbach, der Säulibach, Reichenbach, Staubbach und noch viele andere — das sind Wasserfälle, die es wohl der Mühe verlohnen, eine Reise ihretwegen zu unternehmen. Ihr kennt sie ja wohl längst schon aus Geographien und Reisebeschreibungen.

Meine Kinder läugneten zwar nicht, daß ihnen einige davon bekannt wären, aber doch nicht alle, und überdies hörten sie auch Herrn Steinau gar zu gern als Augenzeugen erzählen. Er mußte also schon ihren Bitten nachgeben.

Steinau. Der stärkste, wenn auch bei weitem nicht der höchste Wasserfall, ist der Rheinfall, beim Dorfe Neuhaus, nicht weit von Schaahausen. Schon bey dieser Stadt wird das Bette des Rheins sehr
ab.

abschüssig. Weiter hin bricht er sich an unzähligen sichtbaren und unsichtbaren Klippen, welches seine Gewalt nicht wenig vermehrt, und dann stürzt er sich auf einmal über eine 75 bis 80 Fuß hohe Felsenwand mit fürchterlichem Getöse herab. Am Flächenrande, wo der Strom sich bricht, ragen Felsenstücke, mit Bäumen und Sträuchern bewachsen, hervor, deren Laub, Bewegung und Farbe mitten in den Fluthen einen herrlichen Anblick geben. Das Becken, welches den herabstürzenden Strom aufnimmt, ist tief ausgehöhlt, durch die Wassermasse, welche es nun Jahrtausende schon aufnimmt, und wirft in einem fort milchweisse Strahlen und Staubwolken aus, in denen die Sonne die prächtigsten Regenbogen bildet. Zu Anfange des Mais und in der Mitte des Juni ist der Fall am heftigsten, weil da das Schnee- und Eiswasser der Gletscher die Wassermasse beträchtlich vermehret. Um den Fall recht genau beobachten zu können, ist eine hölzerne Gallerie ein Stück in den Wasserfall selbst hineingebauet. Da steht man denn und weiß keine Worte zu finden, wodurch man seine Empfindungen ausdrücken soll, indes einen

bestän-

beständige Wolken von Staubregen durchschauern und der Boden zittert, auf welchem man steht.

Agnese. Aber der Rhein wird ja von Schiffen befahren, die können doch unmöglich über den fürchterlichen Felsen mit herabsegeln. —

Steinau. Schon bei Schaafhausen werden alle Schiffe ausgeladen, die Waaren bringt man dann auf der Achse bis nach dem Bergschloß Laufen unter dem Rheinfall, wo sie wieder eingeschifft werden.

Eduard. Nun wenn ich nur wenigstens den Rheinfall gesehen hätte, so wollte ich mir es schon gefallen lassen, die übrigen Wasserfälle der Schweiz nicht zu sehen.

Steinau. Da könntest Du, Deinem Hange zur Gemächlichkeit nach, freilich wohl zufrieden seyn, indes würdest Du doch immer noch sehr viel entbehren. Der Rheinfall ist der größte, aber wie ich Dir schon gesagt habe, bei weitem nicht der höchste Wasserfall der Schweiz, und gerade die Höhe vermehrt den Reiz einer herabstürzenden Wassermasse außerordentlich. Denke Dir z. B. einmal die Höhe, von welcher sich der berühmte
Staub

Staub- oder Pletschbach im Lauterbrunnenthal im Kanton Bern herabstürzt. — 1100 Fuß hoch ist die Felsenwand, über welche er fällt, und der Rheinfall beträgt nur 75 Fuß. — Das Wasser, welches den Staubbach bildet, läuft durch einen Tannenwald und stürzt dann auf einmal über den Pletschberg herab. Auf dem ersten Abhange theilt sich der Wasserstrahl in mehrere Säulen, stürzt so auf eine Felsenbank, wo er sich wieder sammlet, schäumt von hier wieder, wie aus einer Röhre, heraus und zertheilt sich nun im Herabstürzen so, daß er gar nicht völlig herabkömmt, sondern in dünnen Staubregen sich auflöst. Der unterste Theil gleicht beständig einem undurchdringlichen Dampfe, in den sich die ganze Masse, wie eine Staubsäule, stürzt.

In der eilften Stunde bescheint die Sonne den Staubbach und bildet da einen Regenbogen, wie Ihr ihn Euch nur prächtig und lebhaft denken könnt, und an der Felsenwand sieht man indes den Wasserfall im schönsten Schattenspiel. Wenn Regen und Schneewasser den Bach anschwellen, wälzt er große Steinmassen mit sich fort, die immer

mer wieder gegen einander prallen und ein donnerndes Getöse verursachen.

Gustav. Gefriert denn der Staubbach im Winter?

Steinau. Anfänglich verwandeln sich die einzelnen Theile desselben in dicken Hagel, der sich prasselnd herabstürzt, dann fängt die ganze Säule von oben an zu vereisen, wächst zu einem riesenmäßigen Eiszapfen, der denn endlich, wenn er zu schwer wird, mit süchterlichem Geprassel herabfällt.

Elise. Da wünschte ich mir den Staubbach beynahelieber im Winter zu sehn, als im Sommer.

Steinau. Es muß allerdings auch ein ganz eigner Anblick seyn, so einen großen Eiszapfen vor sich zu sehen. Aber in der Nähe möchte ich nicht seyn, wenn er fällt. Nicht weit vom Staubbache ist das Herenbächli, das beynahelieben so groß, wie dieser, in einem ungetheilten Stral viele 100 Fuß herabfällt, ehe es an einer Felsenwand sich in Wasserstaub auflöst oder durch einen Windstoß zerplätschert. Noch erhabner als der Staubbach ist der Reichenbach, im Haslilande, einem rauhen Thale von Felsen

N. Kinderstr. 10. B.

L

sen

sen und ewigem Eis umgeben. Das Wasser des Reichenbachs entsteht auf den höchsten Alpen, und nimmt die Alp- und Gletscherwasser der umliegenden Gegend auf. Schon einige Stunden vor seinem Falle reißt er Felsklumpen und Bäume mit sich fort, stürzt sich dann zwischen zwei fürchterlichen Klippen, 200 Fuß tief, in ein unsichtbares Felsenbecken, das ihn dann mit Ungestüm wieder ausspeit und in mehreren einzelnen Strahlen vollends hinabwirft. Das Anprallen der Steinklumpen in dem Becken und sein Fall selbst übertrifft bei weitem den Donner. Man hört in der Nähe desselben sein eignes Wort nicht und kann mit Niemanden sprechen. Auch hier ist es gefährlich, wie bei den meisten Wasserfällen, sich lange, oder wenigstens wenn man erhitzt ist, aufzuhalten, denn der jählunge Sturz setzt die Luft in eine solche Bewegung, daß man, dem Falle ganz nahe, wirklich ersticken zu müssen glaubt.

Nabe beim Reichenbach stürzt sich der Säulibach über eine Schieferwand von 700 Fuß und schwemmt beständig, wenn er schwillt, ganze Klumpen Schiefer in seinem schäu-

schäumenden Ströme mit sich fort, welches denn ein sonderbares Geprassel verursacht.

Ich würde noch lange nicht fertig werden, wenn ich Euch nur alle die beträchtlichen Wasserfälle der Schweiz beschreiben sollte, wie den Sandbach, Giesbach, den Sausenbach, die Wasserfälle des Narflusses u. s. w. Aber es giebt auch in andern Ländern noch hie und da Wasserfälle, die unsrer Aufmerksamkeit werth sind, da wir nun einmal davon sprechen. In dem nachbarlichen Italien z. B. erinnere ich mich immer noch mit Entzücken des Falls des Velino bei Terni in dem päpstlichen Herzogthum Spoleto. Ich habe zwar in der Schweiz und im Riesengebirge höhere und breitere Wasserfälle gesehen, allein ich erinnere mich nicht eines einzigen, der die Eigenschaften der Höhe, des Wasserreichthums und des Malerischen der umliegenden Gegend so in sich vereinigt, als der Velinofall, und doch ist er mehr ein Werk der Kunst, als der Natur.

Agnese. Also war sonst bei Terni gar kein Wasserfall? Das muß unsägliche Mühe und Zeit gekostet haben, einen ganzen Fluß,
 L 2 der

der erst ruhig lief, zu einem Wasserfalle zu bilden.

Steinau. In den Zeiten der alten Römer strömte der wasserreiche Velino über den Rücken des Gebirges, welches dem gegenüber steht, über welches er sich jetzt stürzt, in das Thal der Stadt Interamna, jetzt Terni, und bereitete da der Stadt und umliegenden Gegend oft die gefährlichsten Uberschwemmungen. Um dies zu verhindern, ließ der römische Consul Marcus Curius die Felsenwand des Gipfels eines Berges sprengen, die ihn von dem Thal der Nera trennte, in welches er sich jetzt ergießt. Dies geschah im fünften Jahrhundert nach Erbauung der Stadt Rom, und die Spuren der Felsensprengung sind nicht weit von dem Falle noch sichtbar. Hier drängt sich nun der reißende Wasserstrom, der erst durch einen starken Fall aus seinem Sammelplatze, dem höher liegenden See Marmora, neue Gewalt bekommen hat, durch einen engen Kanal zwischen Felsenwänden hin. Seine Schnelligkeit ist hier unbeschreiblich, keinen hinabgestürzten Stein läßt er zu Boden sinken, sondern nimmt ihn wie Holz auf der Ober-

Oberfläche mit fort und schleudert ihn in die Tiefe. Deswegen nennt man ihn auch bei diesem Orte la Fuga oder die Flucht. Durch einen schmalen Durchgang des Seitenfelsens gelangte ich zu dieser Fuga und ich kann Euch das Erhabene dieses Schauspiels nicht lebhaft genug darstellen; selbst die schönsten Gemälde und Kupferstiche geben gleichsam nur einen schwachen Schatten von dem erhabenen Falle. In einem weiten Bogen stürzt sich der Velino dreihundert Fuß tief in eine ungeheure Steinkluft, braußt in schäumenden Wasserstrahlen wieder heraus, und bildet so auf allen Seiten des Felsenkessels noch kleinere Wasserfälle. Alle diese ergießen sich in die bisher sanft fließende Nera, und verwandeln dies ruhige Wasser in einen reißenden Bergstrom, der nun mit schrecklicher Gewalt durch das Thal nach Terni zu rollt.

Gustav. Nach dieser Beschreibung ist wohl der Fall des Teverone bei Tivoli, von dem ich in allen Reisebeschreibungen von Italien immer so viel gelesen habe, bei weitem nicht so schön, als der Fall des Velino bei Terni? —

Steinau. Jeder in seiner Art. Der Belinofall ist wasserreicher, breiter, höher, rauschender und mit einem Worte erhabner, als der Fall des Tevereone. Aber dieser reizt wieder durch seinen doppelten Fall, durch das Sanfte der Gegend und das Schauerliche der Ruinen, welche ihn umgeben — iener betäubt, dieser entzückt den Wanderer.

Elise. Was für Ruinen stehn denn bei diesem Wasserfalle?

Steinau. Hier stand sonst Tibur, eine mächtige Stadt, wo die größten römischen Helden und Gelehrte prächtige Landhäuser bauten. Selbst der berühmte Dichter Horaz hatte hier ein Ruheplätzchen sich aufersehen. Von dem Glanze und der Herrlichkeit dieser mächtigen Stadt sieht man jetzt nichts mehr, als Ruinen, und das ieszige Tivoli ist mit dem alten Tibur gar nicht mehr zu vergleichen. Zwischen diesen Ruinen stürzt der Tevereone, der in den alten Zeiten Anio hieß, auf sechzig Fuß tief, donnernd herab und theilt sich tiefer im Thale in verschiedene Arme, welche man Kaskatellen nennt. Drei bis vier getheilte Wasserstrahle stürzen sich neben einander

ander

ander von einer, mit lebhaften Grün bedeckten, Felswand herab, zerschellen an den hervorragenden Steinblöcken, lösen sich in Staub auf und vereinigen sich weiter unten wieder zu einem einzigen Fall. Seitwärts fließen mehrere kleine Bäche ab, verlieren sich in den Sträuchern, und strömen dann auf einmal wieder in einzelnen Kaskaden herab. Dies ist die kleine Kaskatelle.

Die große Kaskatelle ist ein einziger wasserreicher Strom, der sich zwischen den Ruinen römischer Paläste über belaubte Felswände auf eine breite Abstufung des Felsens stürzt, und dann in einer einzigen starken Wassersäule ins Thal herabfällt. Seitwärts von der großen Kaskatelle strömt ein reißender Bergstrom in einem abschüssigen und engen Felsenbette herab, wälzt sich schäumend heran, und vereinigt sich dann mit dem Wasser der großen Kaskatelle. Alle einzelne Theile des Teverone ergießen sich endlich in einen reißenden Strom, der das Thal entlang in die Ebene rauscht.

Meine Kinder stritten nun unter einander, ob sie, wenn ihnen die Wahl frei stünde, lieber den erhabnen Velino bei Terni oder
den

den sanftern Teverone bei Tivoli sehen wollten?

Oder die Höllenfälle bei Trollhätta in Schweden, sagte Herr Werner.

Die Höllenfälle — die Höllenfälle — wiederholten meine Kinder, und liesen Herrn Werner nicht eher Ruhe, als bis er versprach, etwas davon zu erzählen.

Werner. Der Wener ist eine der größten Seen in Schweden. Er hat eine Länge von 14, eine Breite von 7 bis 9 Meilen, und enthält im Umfange 48 Quadratmeilen.

Die Fahrt auf diesem See ist äußerst gefährlich, denn die Schiffer bedienen sich des Kompasses nicht, sondern richten sich bloß nach dem Feuer und den Leuchthürmen auf den Küsten. Allein große Stürme löschen die erstern oft aus, und werfen die letztern um. Uiberall sind große Sandbänke, die, weil man noch keine Seekarte von dem Wener hat, bei der Nacht gar nicht zu vermeiden sind. So strandet denn manches Schif und mancher Reisende muß die Fahrt auf dem Wener mit dem Leben bezahlen. In den Herbstmonaten des Jahrs 1778, wo ich gerade ie-

ne

ne Gegend bereisete, wurden einst in einer Nacht 14 Schiffe auf den Strand getrieben. — —

Vier und zwanzig Flüsse nimmt dieser große See auf und doch hat er nur einen Abfluß durch die Götha, oder Gothische Elbe, welche bei Gothenburg in die Nordsee fällt. Die Schifffarth auf diesem Flusse wird nun durch die Höllenfälle sehr erschwert. Schon da, wo er seiner großen Quelle entströmt, bildet er einen rauschenden Fall, der Ronnumsfall heißt und die Ausfahrt aus dem Wener in den Götha Strom unmöglich macht; dieser Fall ist stark, aber nicht hoch. Desto beträchtlicher sind die Fälle bei Trollhätta, acht- halb Meilen von dem Ausflusse des Götha Stroms in die Nordsee. Den fürchterlichen Namen erhielten sie vermuthlich von Menschen, die sich unter der Hölle eine besondere Gegend dachten, welches alles Grausende und Schreckliche in sich vereinigte. Klippen theilen den Strom in zwei Theile und verschönern dadurch den Anblick des fallenden Stroms, der sich auf der einen Seite über einen Abhang von 100 — 150 Fuß, auf der andern 32 Fuß hoch, herabstürzt und dann
in

in vielen in einander fließenden und mächtigen, aber wenig erhabnen, Fällen in einer Länge von 2500 Ellen von Felsen zu Felsen sich fortwälzt. Ich mahle Euch den Schaum, die dicken Wasserdämpfe, die Wirbel und Hölen, welche der Fall bildet, nicht — Ihr habt ähnliche Schilderungen schon bei den Wasserfällen gehört, von denen uns Herr Steinau so viel erzählt hat.

Die Ufer sind auf der einen Seite fast senkrecht, und mitten in den Fällen erheben sich Klippen, auf welchen man das fürchterliche Schauspiel unter sich mit Grausen übersieht. Der Wind führt von nachbarlichen Tonnen immer Saamen hieher, der nur kümmerlich aufschießt. Nicht weit von den Hölenfällen ist eine Sägemühle, nach welcher man die Balken auf dem Göthaström flößt. Ein Damm bei der Mühle hält sie auf, daß sie nicht weiter können. Läßt man aber einen Balken bis nach Gothenburg schwimmen, und er landet an einer der einsamen Felseninseln, welche mitten in den Wasserfällen liegen, oder wird auf eine Klippe geworfen, so ist er für den Eigenthümer auf immer verloren. Dieser muß ihn sehen, ohne ihn ie holen

zu können, denn es ist eine Unmöglichkeit, über die Strömung zu setzen.

Gustav. Aber hat man es denn nie versucht, den Strom fahrbar zu machen?

Werner. Die Wasserfälle selbst sind wohl nicht zu ändern, aber durch Kanäle läßt sich die Schifffarth erleichtern. Schon unter Karl dem Zwölften entwarf man einen Plan dazu, er ward aber nicht eifrig genug ins Werk gestellt. Der vorige König hat unsägliche Summen auf den Schleusenbau gewendet und noch jetzt setzt man ihn fort. Allein es gehören noch viele Jahre und große Summen dazu, ehe man die Absicht, den Getraide-, Eisen- und Holztransport zu erleichtern, erreichen wird.

Die größten Wasserfälle, sagte Herr Steinau, sind wohl ausser Europa und zwar —

Hier sah er die Kinder an, ob sie ihm richtig antworten könnten. „In Afrika, die Wasserfälle des Nils,“ riefen Gustav und Eduard zugleich.

Steinau. Der Nil hat zwar viele Wasserfälle. Aber selbst die größten beim Dorfe Alata und weiter hin beim Dorfe Goutto stürzen nicht über 16 bis 20 Fuß herab.

herab. Der erstere ist eine Viertelstunde, der letztere 60 Fuß breit. Um Wasserfälle von dieser Größe zu sehen, braucht man nicht erst nach Afrika zu reisen. Die Schweiz und Italien bieten schönere und erhabnere dar. Amerika ist der Welttheil, den ich meine, und ich würde noch viele Stunden erzählen können, wenn ich Euch alle die dortigen Wasserfälle schildern wollte. Ich male Euch nur einige der vornehmsten und Ihr könnt Euch dann die geringern selbst denken.

Der Totohaw in Nordamerika kündigt sich dem Wanderer schon von weitem durch sein donnerndes Getöse an. Ein großer Strom stürzt sich siebenzig Fuß herab in eine fürchterliche Felsenkluft, die ihn ganz zu verschlingen scheint, in welcher er sich aber auf einmal rechts wendet und dann ruhig weiter fließt.

Wollt Ihr Euch dies große Schauspiel recht lebhaft vorstellen, so denkt Euch einen mächtigen Strom zwischen Bergen mit Fichten bewachsen, deren Dunkelgrün in den Fluthen sich spiegelt — denkt Euch ferner einen ungeheuren Felsen, der dem Strome ganz den Weg versperren und fürchterliche Ueber-

schwem-

schwemmungen verursachen würde, hätte nicht ein Erdbeben, oder irgend eine schreckliche unterirdische Veränderung an verschiedenen Stellen des Felsens Defnungen gebildet, die von seiner Spitze bis zu seiner tiefsten Grundlage reichen. Die größte dieser Defnungen hat 25 bis 30 Fuß in der Weite. Die Tiefe derselben ist unergründlich und noch von keinem Menschen gemessen worden. — Wenn der Strom einen Theil des Felsens überströmt hat, stürzt er sich in diese Defnung mit donnerndem Getöse. Der Felsen läuft quer durch das ganze Bette des Flusses, und dieser kann nur durch eines von den beiden äußersten Enden, das ihm einen Ausfluß erlaubt, weiter strömen. Aber hier stellt sich wieder ein Fels ihm in den Weg, er muß einen rechten Winkel machen und auf einmal linker Hand zu fließen. Das Sonderbarste dabey ist, daß er nach einem so entsetzlichen Falle weder schäumt, noch kocht, noch wirbelt, sondern durch den Weg, der sich ihm darbietet, ruhig fortfließt, und dann durch ein tiefes, einsames Thal dem Meere zu strömt.

Der Konnektikut ist Euch doch bekannt? —

Gustav.

Gustav. In Neu-Hampshire, — den die Indianer auch den langen Fluß nennen und der bei seiner Mündung 1600 Fuß breit ist —

Steinau. Wichtig. Dieser stürzt durch mehrere Wasserfälle, die ihn für die Schifffarth ganz unbrauchbar machen. Unter andern strömt er über drei deutsche Meilen in einem fort über ein schnell abhängendes Bette zwischen ganz engen Ufern. Dies nennt man eine Stromschnelle, welche ebenfalls einen maiestätischen Anblick gewährt. Der größte Fall dieses Flusses aber ist bei dem Orte Wolpole. Hier spaltet ihn ein Fels in zwei Arme, welches seine Strömung ausserordentlich schnell macht. Die Höhe des Falls hat man noch nicht gemessen. An dem Felsen, der den Fluß theilt, hängen Stühle an Strickleitern für die Fischer, welche hier viel Lachse und Aale fangen. Über diesen Wasserfall baute man im Jahr 1785. eine fühne 365 Fuß lange Brücke, welche in der Mitte auf dem Felsen ruht.

Der Huckset-Insel Fall, in Neu-Hampshire, und der Nameskeege-Fall ebendasselbst, der grose Pantuket-Fall in
Ma.

Masachusett, der Mohawk und Cohos in Neu-York, der Passaik in Neu-Jersey, der Tequendama im südamerikanischen Flusse Bogota, und eine Menge anderer haben weiter nichts Auszeichnendes. Aber desto merkwürdiger ist der große Niagarafall im westlichen Theile von Kanada in Nordamerika.

Ihr kennt ohne Zweifel die großen Seen Erie und Ontario, welche Neuyork an der Abendseite begränzen — der erstere liegt auf 600 Ellen höher als der Ontario und ergießt sich in diesen.

Die Wasserstrasse welche sein Ausfluß gebildet hat, ist sieben teutsche Meilen lang, eine halbe Meile breit und wird der Niagarafluß, oder von den Indianern Schniagara genennet. Er ist im Anfange schon sehr schnell, aber doch fahrbar; bald wird er nun immer schmaler und seichter, in der fünften Meile noch schneller und reißender, je näher er seinem Falle, beim Fort Klein-Niagara, kömmt. Die ungeheure Wassermasse der vier großen Wasserbehälter Nordamerikas nämlich der Seen Superior, Mischigon, Huron und Erie, fließt hier in ei-

nem

nem engen Strom zusammengepreßt, bis zu einer kleinen, mit Bäumen bewachsenen Felseninsel, welche 1300 Fuß lang ist, und die Gestalt eines Keils hat, dessen schmales Ende gegen den Strom und dessen breites gegen den Fall gekehrt ist. Diese spaltet den Fall in zwei Theile, welches das Schauspiel noch weit anziehender macht. Oberhalb des Falles wird der Niagara auf beiden Seiten von einer dreifach übereinander aufsteigenden Bergreihe eingeschlossen. Die höchsten Felsen derselben durchkreuzen den Fluß sichelförmig, so daß der Fall einem Hufeisen gleicht.

Auf beiden Seiten der Insel wälzt der Strom mit entsetzlicher Gewalt eine Welle über die andere bis an den Rand des Abgrundes, in welchem er dann auf einmal 140 bis 150 Fuß hoch donnernd sich stürzt. Durch den Fall auf der Mittag- und Abendseite der Insel drängt sich eine viel stärkere Wassermasse als auf der andern, dort schäumt auch der Strom weit reissender über verborgene Klippen, ehe er den Fall erreicht, und stürzt sich auch weit höher herab, als auf der andern Seite.

Der

Der Boden zittert ringsum, das Getöse des Wassersturzes hört man gewöhnlich vier Meilen und wenn die Luft günstig ist, beinahe neun Meilen weit. Die unergründliche Klucht, in welche die doppelte Wassersäule sich stürzt, ist von schauerlichen Felsen umgeben, welche denn, bei dem beständigen Schäumen der empörten und einander verschlingenden Wellen, einen eben so großen als fürchterlichen Anblick geben.

Wenn die Wassermasse den Boden erreicht, palst sie 40 Fuß hoch wieder gegen den Fall, theils in mächtige Wellen, theils in weiße Schaumwolken aufgelöst. Die Wasserdünste steigen beständig, dicken Nebeln gleich, gen Himmel, die man bei heiterer Luft, tief im Lande, an der Seeküste des Erie und der Nordküste des Ontario wie eine ungeheure Rauchsäule erblickt. Und in dieser malt die Sonne die prächtigsten Regenbogen. Die Oberfläche des ganzen Flusses ist in einer großen Entfernung noch mit Schaume bedeckt, gleich einem kochenden Kessel. Im Winter verschönert die Natur das Ganze noch durch dicke Nebel, welche die umliegende Gegend bedecken, an den Bäumen zu Eis
 N. Kinderstr. 10, B, 4 werden

werden und die Zweige derselben mit Kristallen überziehen, in welchen die Sonnenstrahlen tausendfach sich brechen.

Unterhalb des Hauptsturzes hat der Strom in einer anderthalb Meilen fortlaufenden Kluft noch einen Abfall von wenigstens 65 Fuß. Das Bette dieser Stromschnelle ist mit Klippen bedeckt, welche das Rauschen vermehren und die Ufer auf beiden Seiten bilden Felsen von zwei bis dreihundert Klaftern Höhe. Daß da kein Fahrzeug fort kann, läßt sich denken.

Am Ende dieser Stromschnelle finden die Indianer immer reiche Ausbeute für ihre Tafeln. Wasservögel, wie Schwäne, wilde Gänse, Enten u. s. w. schwimmen oft oberhalb der Insel, lassen sich dann von der Fluth immer zu weit mit forttreiben und sind dann, wenn sie dem Falle nahe kommen, unwiederbringlich verloren. Das nämliche Schicksal haben nicht selten auch Bären, Rehe und anderes Wild, welches beim Uibersetzen von der Stromschnelle ergriffen, in den Wassersturz geschleudert und an den Felsen zerschmettert wird. Dies lauern dann die Indianer ab und ersparen sich so nicht selten die Mühe der Jagd. -

Eduard. Die Indianer wagen es wohl gar nicht, in der Gegend des Falles mit ihren Kanoës über den Strom zu setzen. —

Steinau. Zwingt sie auch gerade die Noth nicht darzu, so wagen sie es doch sehr oft und achten keine Gefahr, wenn sie nur ihre Tafel leckerhaft zu besetzen und sich satt zu essen wissen. Sonst wußte man gar nicht, wie man es anfangen sollte, nach der Insel zu fahren, welche den Wasserfall in zwei Theile spaltet. Zwei Indianer aber zeigten die Möglichkeit auf eine Art, die für sie schrecklich seyn mußte. Sie waren auf die Jagd gegangen und ruderten eine gute Meile vom Falle den Strom herauf. Matt und vom Schlaf übermeistert binden sie ihr Kanoë am Ufer fest und legen sich darinn nieder, ein wenig zu schlummern. Das Kanoë geht los, durch welchen Zufall? kann ich Euch nicht sagen, und wird gerade auf den Fall zugetrieben. Denkt Euch, was für ein schmachlicher Tod die Unglücklichen da erwartet! Das Getöse des Falles weckt die armen Schläfer, aber leider zu spät, eins von beiden Ufern zu erreichen. Landeten sie nicht an der Insel, so mußten sie in den Abgrund

segeln. Angst und Noth verstärkten ihre Kräfte; sie erreichten glücklich die Insel.

Agnese und Elise zugleich. Ach Gott sei Dank! Mir ward's ganz warm ums Herz.

Stein au. Gerettet schienen sie nun.

Franz. Schienen — sie waren ia völlig gerettet.

Stein au. Wenn es nun aber auf der Insel nichts zu leben gab — wenn es nicht möglich war, mit dem Kanoë das Ufer des festen Landes wieder zu erreichen — dann war ia die Noth noch größer — Und leider traten beide Fälle ein — vor menschlichen Augen schien ihnen nun nichts als der Hungertod aufbehalten zu seyn. Doch Noth macht erfindsam. Sie hatten bemerkt, daß der Fels an der niedrigen Seite der Insel senkrecht und frei vom Wasser sei, auch hatten sie viel Holz da gesehen, besonders von Lindenbäumen, die eine sehr starke Rinde hatten. Von diesen bauten sie sich nun eine lange Leiter, deren Obertheil sie an einem Baum befestigten. Auf dieser Treppe stiegen sie ins Wasser, warfen sich darinn herum und hofeten so das andere Ufer zu erreichen, aber da
die

die Wellen mit der größten Wuth gegen einander stießen, wurden sie immer wieder zurückgetrieben, mit Gewalt an den Felsen geschleudert und jämmerlich zerquetscht. Doch erreichten sie zum Glück noch die Leiter, und stiegen wieder herauf, um ihren Tod nun auf der Insel zu erwarten.

Einige Stunden drauf erblickten sie viere von ihren Landsleuten am ienseitigen Ufer und flehten sie um Hülfe an. Diese bemitleideten die Unglücklichen, wollten ihnen gern helfen, sahen aber keine Möglichkeit dazu vor sich. Indeß eilten sie nach dem Fort Niagara und meldeten dem Kommandanten die Noth, in welcher ihre Landsleute schmachteten.

Dieser ließ sogleich starke, mit Eisen beschlagene, Stangen fertigen, um damit durch den schnellen Strom zu gehen, der an iener Seite der Insel nicht tief war. Die beiden Indianer nahmen die Stangen, entschlossen ihre Freunde zu retten und wenn sie auch selbst dabei umkommen sollten. Als sie an dem Orte ankamen, wo die Unglücklichen ihrer harrten, nahm ieder zwei Stangen in die Hände und stemmte sie auf den Grund, um

nicht zu wanken. So erreichten sie glücklich die Insel, theilten ihre Stangen aus und alle landeten damit wohlbehalten auf dem festen Lande.

Elise. Ach! nun bin ich erst ruhig. Die armen Menschen, wie froh mögen sie nicht gewesen seyn, als sie wieder in Sicherheit waren! —

Gustav. Wie lange brachten sie denn auf der Insel zu? —

Stein u. Neun ganze Tage.

Eduard. Und wovon lebten sie denn indes? da müssen sie ja bald verhungert seyn.

Stein u. Wurzeln und saftige Baumzweige waren ihre einzige Nahrung. Seit diesem ersten Versuche, durch den Fluß zu gehen, haben die Indianer diese Insel oft besucht, um Rehe da zu fangen, die, wenn sie über den Fluß setzen wollen, gemeiniglich nach der Insel getrieben werden.

Meine Kinder waren über die Beschreibung des prächtigen Niagarafalles eben so entzückt, als sie an dem Schicksal der armen Indianer auf der Insel herzlichen Antheil nahmen.

Unter

Unter allen Wasserfällen, wovon sie uns heute erzählt haben, sagte Eduard, wünschte ich mir doch den Niagara am meisten zu sehen.

Und ich, sagte Heinrich, möchte wissen, ob er vom Anfange der Welt schon da gewesen sei —

Sein Geschwister lachte ihn aus, daß er daran zweifeln könne. Gustav aber meinte, er könne leicht ein Paar tausend Jahre iünger seyn, als die Welt, denn es habe ia in Amerika immer Erderschütterungen gegeben und eine solche könne wohl seinen Ort verändert oder wohl gar ihn erst gebildet haben —

Steinau. Da hast Du völlig Recht, Gustav! Viele Flüsse haben schon durch Erdbeben ihren Lauf geändert und mancher große See, der sonst keinen Abfluß hatte, erhielt ihn durch ein Erdbeben. Dies kann vielleicht auch den großen Wasserbehälter des Erie geöffnet und ihm den Weg in den Ontario gebahnt haben. Nur kürzlich erst im März des vorigen Jahres riß ein Erdbeben einen Theil des Felsens los, welcher den Niagarafall bildet. — In Ober- und Unterkanada gerieth alles darüber in die größte Angst.
Denkt

Denkt Euch einmal die Gefahr, welche diesen Ländern drohte! — Hätte eine neue Erderschütterung den Felsen um funfzehn Fuß tiefer geöffnet, so würde sich der See Erie mit einer solchen Schnelligkeit in den Ontario ergossen haben, daß alle niedere Gegenden, welche diesen See einschließen, gänzlich überschwemmt worden wären — ja ganz Ober- und Unterkanada wäre einer allgemeinen Wasserfluth ausgesetzt gewesen.

Walt her Da seht Ihr, wie leicht der große Wasserfall nur erst im vorigen Jahre seine Gestalt, ja seine ganze Lage verändern konnte. Daß aber auch oft Wasserfälle entstehen, wo sonst keine waren, davon ist der Wasserfall all aqua fraggia in der Schweiz ein trauriges Beispiel — Plurs war sonst einer der blühendsten Orte in der italienischen Schweiz. Der Handel hatte da eine außerordentliche Höhe erstiegen und Wohlstand und Reichthum herrschte in den meisten Häusern. Im Jahr 1618, am 4ten September, machte der Einsturz eines nahen Berges aller diese Herrlichkeit ein Ende — er begrub die Stadt mit dem größten Theil ihrer Bewohner und da, wo sonst Pracht und Uippigkeit, Freuden und

und

und Thätigkeit aller Art herrschten, ist jetzt eine Einöde, in welche sich der Wasserfall all aqua fraggia, der durch den Einsturz des Berges sich bildete, fürchterlich rauschend herabstürzt. Ein einziges schönes Landhaus blieb verschont und ist dem Wanderer ein trauriges Denkmal der ehemaligen Pracht von Plurs.

Agnese. Aber konnten denn die armen Menschen gar nicht flüchten? — Merkten sie denn das Unglück nicht vorher?

Walther. Die Hirten, welche in den nahen Gegenden weideten, meldeten einigemal, daß ganze Stücke von dem Berge sich abgelöst hätten und heruntergerollt wären, daß der Berg hie und da Risse habe — daß sie immer ein innerliches Krachen gehört hätten, daß die Heerden flöhen, wenn sie dem Berge sich näherten. Aber auf diese und ähnliche Aussagen achtete man nicht.

An dem Tage, an welchem der Berg einstürzte, sollte eben in einem der größten Handlungshäuser ein glänzendes Hochzeitfest gehalten werden, zu welchem viele Freunde, aus der Schweiz, dem nachbarlichen Italien und selbst aus Deutschland eingeladen waren. Da riß auf einmal gegen Abend ein ungeheurer

rer

rer Klumpen des Berges sich los und bedeckte in einem Augenblicke die Stadt mit ihren Bewohnern. Ein Säumer oder Maulthier-treiber wurde dabei auf eine sonderbare Art gerettet. Dieser wanderte gegen Abend in Plurs ein und wollte da im Wirthshause übernachten. Seine Saumrosse kannten den Gasthof sonst sehr gut und kehrten allemal freiwillig und ohne Führer da ein. Dießmal trabte, wider alle Gewohnheit, das erste Saumros bei dem Gasthose vorbei — die übrigen folgten. Der Säumer lief, schrie und prügelte hinterdrein — aber vergebens, die Saumrosse kehrten nicht um, sondern setzten ihren Marsch so schnell als möglich fort. Kaum ist der Säumer eine Strecke von der Stadt, da hört er hinter sich ein fürchterliches Krachen. Er sieht sich um und — die Stadt ist unter Erde und Steinen verschwunden —

Meine Kinder waren mäuschenstill bei der schrecklichen Erzählung und es dauerte eine gute Weile, ehe eine muntere Unterhaltung wieder ins Gleis kam. Dann aber sprachen alle desto lebhafter wieder von den grossen und feterlichen Schauspielen der Wasserfälle

serfälle und wünschten bald den Rheinfeld, bald den Niagara, bald den Staubbach, bald den Fall des Tevere bei Tivoli, bald den Velinofall bei Terni, bald wieder die Höllenfälle in Schweden zu sehen. Ja, Heinrich, der kleine Wassermann, nahm so lebhaften Antheil an diesen Wünschen, daß er sich ein Landesherr zu seyn wünschte, um in allen Flüssen und Bächen Wasserfälle anlegen zu können.

Ich. Da würdest Du Deinem Lande sehr schlecht rathen. Das war nun einmal wieder ein recht kindischer Einfall.

Heinrich. Nun und warum? — Wasserfälle sind das schönste Schauspiel in der Natur, das ich mir nur denken kann.

Ich. Auch für mich haben sie unendlich viel Reiz. Aber, lieber Heinrich, muß man denn bei seinen Wünschen nur auf's Vergnügen sehen oder kann der Nutzen auch mit in Anschlag gebracht werden? Warum wendete man denn in Schweden so unsägliche Mühe und Kosten darauf, die Höllenfälle ganz zu vernichten?

Heinrich Um den Fluß schiffbar zu machen.

Ich.

Ich. Aber denke nur, ein so prächtiges Naturspiel ganz zu vernichten. Andere Fürsten legen mit ungeheuren Kosten künstliche Wasserfälle an. Du kennst gewis aus Deinen geographischen Stunden die Kaskaden zu Weissenstein im Hessischen, zu Herrenhausen im Fürstenthum Kalenberg im niedersächsischen Kreise; und den schönen Wasserfall, den unser Kurfürst auf dem Borschberge bei Pillnitz hat anlegen lassen, hast Du ia selbst so oft nicht genug bewundern und preisen können. Und der schwedische König Gustav kann so wenig Geschmack an der maiestätischen Natur haben, die Höllenfälle zu vernichten — Denke nur —

Heinrich. Wenn nun aber der Fluß dadurch schiffbar wurde, so konnte ia Handel und Wandel außerordentlich erleichtert werden —

Ich. Ganz recht, und Du, kleiner Springinsfeld, wolltest in den Flüssen Wasserfälle anlegen lassen, wolltest also dadurch die Schiffarth verberben, Handel und Wandel erschweren, den Reisenden, der mit wenigen Kosten auf dem Wasser fährt, nöthigen, sich lieber auf die theure Postkutsche zu setzen —

zen — Ein allerliebster Einfall. — Wie gern würden die Engländer, Spanier und Amerikaner die prächtigen Wasserfälle in den großen amerikanischen Flüssen aus dem Wege räumen, wenn es nur eine Möglichkeit wäre. Geld, Zeit und Mühe würden sie gewis nicht sparen. Denke einmal, welchen Nutzen diese so wasserreichen Ströme leisten würden, wenn sie alle und an allen Orten befahren werden könnten. Die Indianer segeln auf allen herum, aber freilich nur entweder zu ihrem Vergnügen, oder auf die Jagd, oder von einem Orte zum andern, ihre Freunde zu besuchen. Hindert ein Wasserfall die Fortsetzung der Reise, so nimmt einer das Kanoë auf den Rücken und trägt es so weit, bis der Strom wieder die Schifffarth erlaubt.

Elise. Nun das müssen sehr leichte Schiffe seyn? —

Steinau. Sie sind meist aus Ulmen, Fichten oder Birkenrinden gemacht und doch so haltbar, daß sie 500 — 2000 Pfund tragen. — Wenn man diese nun auch mit Handelsgütern belasten wollte, müßten sie nicht bei jedem Wasserfalle erst ausgeladen, die Waaren auf der Achse weiter geschafft und dann wieder

der

der eingeschifft werden? — Denkt einmal, welche Kosten und Beschwerden dies verursachen würde? besonders da die Wasserfälle und Stromschnellen in den amerikanischen Flüssen so häufig sind. Dein Einfall also, mein lieber Heinrich, in allen Flüssen Wasserfälle anlegen zu lassen, ist und bleibt lächerlich.

Jch. In Bächen sind sie weniger nachtheilig und eher vortheilhaft, denn sie verstärken die Schnelligkeit des Bachs, ein Umstand, der den Müllern sehr angenehm ist. Die Rheinschiffer würden der Schweiz gern ihren Staubbach, Reichenbach, Sandbach u. s. w. lassen, wenn sie nur den einzigen Rheinfall wegschaffen könnten. Wasserfälle sind wohl prächtige Schauspiele, aber das Land, in welchem sie sich darstellen, hat, wenn sie in wasserreichen Flüssen sich befinden, immer mehr Schaden, als Nutzen davon. So mancher stille und einsame Bach nützt mehr, als der größte Wasserfall, dessen Majestät der Wanderer anstaunt und um deswillen er oft mehrere hundert Meilen weit herreißt.

Steinau. Der kleine unbemerkte Bach liefert uns Fische und Krebse auf unsere Tafel,

fel, indes der Wasserfall es keinem Fische erlaubt, sich ihm zu nähern, die Lachse und Aale ausgenommen, welche es doch bisweilen wagen, sich in seiner Nähe aufzuhalten. Der kleinste Bach ernährt so manchen Müller mit Weib und Kind, bereitet uns so manches Brod, schneidet so manches Bret, preßt und stampft uns Del aller Art, und dient, wenn ihm die Kunst des Menschen zu Hülfe kömmt, noch auf tausenderlei Art dazu unsere Bedürfnisse uns auf eine leichtere und bessere Art zu geben — Er fügt sich willig in alle Einrichtungen, welche die Menschen, sich zum Besten, mit ihm machen, bietet gern seine Hülfe zu so manchem heilsamen Versuche — indes der Wasserfall mit Pracht und Getöse herabstürzt und — jeden zurückscheucht, der es wagen wollte, ihn zu irgend etwas Nützlichem anzuwenden. Jener nutzt im Stillen, ohne die Augen des Wanderers zur Bewunderung zu reizen — dieser erregt Staunen, aber — hilft nicht Mehl bereiten, Balken zersägen, Del pressen u. s. w. Muß ich es Euch nun erst noch sagen, welcher von beiden der schätzbarste sei? —

Jch.

Ich. Der unbemerkte Bach und der rauschende Wasserfall kommen mir gerade wie ein Paar Menschen vor, davon der eine ohne Prunk im Stillen nützt und der andere mit allem Prunk im Aeußern weder öffentlich noch im Stillen sonderlich viel Gutes schafft — Es giebt so viele Menschen, meine Kinder, denen die Natur keine anziehende Gestalt, durch welche sie alles für sich einnehmen, keine Glücksgüter gegeben hat, wodurch sie sich bemerkbar machen könnten — Menschen, denen die Gabe fehlt, mit ihren Talenten, Kenntnissen und Fertigkeiten, wenn auch nicht gerade zu prahlen, aber doch wenigstens sich so zu zeigen, wie es die Welt verlangt, wenn man ihr gefallen, wenn man sein Glück in ihr machen will — Menschen, die wenig Zutrauen zu sich selbst haben, vor dem Geräusch und pomphaften Auftreten jedes prahlenden Taugenichts mit ihren Kenntnissen scheu zurücktreten — die ihre weise aber leise Stimme vor dem Wortgepränge des Unwissenden kaum selbst hören, geschweige denn, daß andre sie hören sollten — Menschen, die aber auch dafür oft im Stillen so viel Gutes üben, so edel und rechtschaffen han-

han

handeln, so treu ihrem Stande und Beruf leben — alles mit soviel Einsicht und weiser Mäßigung unternehmen, daß sie die größten Ehrenstellen erlangen würden, wenn sie das Talent hätten, sich bemerkbar zu machen. Ihrem finsternen und nichts sagenden Gesicht, ihrem ärmlichen Aufzuge, ihrem schüchternen Betragen beweiset der Prahlhans oft alle Gleichgültigkeit und Verachtung, deren sein Stolz nur fähig ist, indes den unbemerkten, verachteten Mann seine Familie als einen guten Gatten und zärtlichen Vater ehrt, — seine Freunde als einen Mann vom ächten Schroot und Korn schätzen — seine Vorgesetzten und Mitarbeiter als einen thätigen und geschickten Mann achten, und die Nachwelt ihn segnet.

Unter einem solchen denke ich mir den stillen, einsamen Bach, der uns ohne großes Aufsehen Krebse und Fische giebt, unsre Mühlen treibt, in unserm Hauswesen uns so viele erspriesliche Dienste leistet.

Unter dem rauschenden Wasserfalle aber denke ich mir einen Mann, der durch seine Figur und Reichthümer aller Augen auf sich zieht — der ganz Meister der Kunst ist, durch

N. Kinderstr. 10. B.

⌘

nichts

nichts viel Lärmen zu machen, der nichts weiß und doch über alles abspricht — der die stille Rede des Weisen durch den Strom seiner geschwägigen Zunge übertäubt — der alles, was er unternimmt, mit Pomp und Pracht ausführt und gleich dem Wasserfalle, noch ehe es zur Ausführung kommt, schon lange vorher aller Augen und Ohren darauf zu lenken weiß — der aber im Ganzen wenig in der Welt nützt, und nur das Lob und den Preis der Schwachköpfigen einärndet. So mancher Mann von Ansehen, den alles bewundert, thut wenig oder nichts für seine Familie, ist kalt und heuchlerisch gegen seine Freunde, drückt als Vorgesetzter seine Untergebenen, beleidigt und kränkt auf alle Art seine Mitarbeiter und — steht dafür bei jedem Vernünftigen in dem Kredit des prächtigen Wasserfalles, der die Wanderer aus entfernten Gegenden herbeilockt, indes er die Schifffarth hemmt, die Fische in seinem Schoos nicht leidet, jedem, der sich ihm naht, in den Abgrund schmettert und in der ganzen Gegend um sich her oft die traurigsten Verwüstungen anrichtet. Das Lob des Wasserfalles tönt aus dem Munde einiger hundert

Dert

bert Reisebeschreiber, indes tausend Familien den kleinen Bach segnen, der sie erhält und ihnen zahllose Dienste leistet.

Der kleine Heinrich zog nun gelindere Saiten auf, gestand, daß er ohne Ueberlegung gesprochen, als er den Wasserfall weit über den kleinen Bach erhoben habe und schämte sich wirklich, daß er eine solche Blöße gegeben hatte.

Ich rief meinen Kindern nochmals die Beispiele und Lehren ins Gedächtnis, die ich Ihnen einst bei Gelegenheit des Hirten Klaus und des verständigen Wingers (B. VI. S.) gegeben hatte. Es war schon spät, als Herr Steinau sich entfernte und ich legte mit der angenehmen Empfindung mich nieder, daß ich doch wohl wieder einmal guten Saamen in das Herz meiner Kinder gestreut hätte — nämlich den — die Menschen ja nicht nach ihrer glänzenden oder ärmlichen Aussen Seite zu betrachten — Ein Saame, den man Kindern nicht oft genug ins Herz streuen kann, weil alles, was in die Augen fällt, auch gar zu viel Wirkung auf die empfängliche Seele der Jugend hat. — Herr Steinau fertigte auf unsre diesmalige

Unterhaltung zwei Liedchen, die er den folgenden Sonntag, in Musik gesetzt, mitbrachte. Ich lege sie Euch, meine iungen Freunde, bei und bitte Euch besonders die Worte des Baches zu beherzigen:

Schleich ich gleich nur in der Stille
 Uiber grüne Wiesenflur —
 Nütz' ich doch — dies ist der Wille
 Meiner Schöpferinn, Natur.

I.

Der Wasserfall und der Bach.

Der Wasserfall.

Schleichst immer noch so träge,
 Du armer kleiner Bach? —
 Sieh, wie ich mich bewege! —
 Und ahme mir doch nach!

Ha! sieh dreihundert Ellen
 Stürz' donnernd ich herab —
 Bei deinen kleinen Wellen
 Herrscht Stille wie am Grab.

Ha!

1. Lebhaft.

Schleichst im-mer noch so trä - - - ge, du ar-mer, kleiner
 Bach? sieh! wie ich mich be - we - - - ge, und ah-me mir doch nach!

2. Langsam.

Lang-sam schlei-chen mei-ne Schritte, schnel-ler Gang ist dei-ne Pflicht. So will's
 die Na - tur, ich bit-te, tad - - - le die Er-hab-ne nicht. *pp*

Ha!

Ha! sieh wie hehr und prächtig
 Mein Wasserspiegel fällt,
 Sieh! wie er dort allmächtig
 Den Fels zu Trümmern scheidt!

Sieh! wie im Felsenbecken
 Der weisse Schaum sich kocht!
 Der Wandrer siehts mit Schrecken,
 Horch! wie das Herz ihm pocht.

Kings um mich her erzittert
 Der Boden fürchterlich,
 Die Eiche stürzt zersplittert,
 Ergreif' ich sie, durch mich —

Und willst du tausend bunte
 Schattirte Nebel sehn,
 Darfst Du zur sichern Stunde
 Nur in der Nähe stehn.

In meines Strahles Spiegel
 Beguckt die Sonne sich,
 Und präget ganz das Siegel
 Der Maiestät auf mich.

Um meine Pracht zu schauen,
 Verläßt der Wanderer
 Die vaterländschen Auen
 Und schleicht zu mir sich her:

Von Ehrfurcht ganz durchschauert
 Sprachlos — nur Aug' und Ohr
 Steht er wie angemauert,
 Horcht auf mein Donnerchor.

Wagt' erß am Wanderstabe
 Mich näher zu besehn,
 In meinem Wellengrabe
 Wär's gleich um ihn geschehn.

Die kühnsten Schiffer zittern;
 Wenn sie sich mir nur nahn,
 Ich schmettr' in tausend Splittern
 Das Kriegsschiff wie den Kahn.

II.

Der Bach:

Langsam schleichen meine Schritte,
 Schneller Gang ist deine Pflicht;
 So wills die Natur — ich bitte,
 Ladle die Erhabne nicht.

Schleich ich gleich nur in der Stille
 Uiber grüne Wiesenflur
 Nütz' ich doch — dies ist der Wille
 Meiner Schöpferinn, Natur.

Frag den Menschen nur, ich bitte!
 Ob er mich entbehren kann? —
 Im Palast, wie in der Hütte
 Sieht er mich für nützlich an.

Manchen schönen Leckerbissen
 Liefre ich ihm auf den Tisch.
 Ohne mich würd' er vermessen
 Manchen Krebs und manchen Fisch.

Spräch ich auf den Wiesenfluren
 Nicht so oft und segnend ein,
 Würden sie statt Frühlingsspuren
 Oft nur dürre Steppen seyn.

Täg:

Täglich tränk' ich tausend Heerden,
 Biete jedem Wandersmann
 Mit den freundlichsten Geberden
 Gern ein Labeschlückchen an.

Mancher Mann mit Gut und Haabe,
 Schlich vielleicht sonst ohne mich
 An der Armuth Wanderstabe
 Tiefgebeugt und iämmerlich. —

Ganze Städt' und Dörfer haben
 Mich zum Nachbar auersehn,
 Segnen täglich meine Gaben,
 Lassen mir kein Leid geschehn.

Überall auf meinen Wegen
 Spend' ich ohne Saus und Braus,
 Und den allergrößten Segen
 Theil ich in den Mühlen aus.

Doch genug zu meiner Ehre;
 Nützen und bescheiden seyn,
 Ist mir eine heilige Lehre —
 Ihr will ich mich immer weihn.

Meine

Meine iunge Leser wissen es schon, daß mein Gustav von ieher eine gewisse Vorliebe für den gelehrten Stand hat blicken lassen. Auch ich bin ihm in seinem Wunsche, ein Gelehrter zu werden, nicht hinderlich gewesen, da er Fähigkeiten und anhaltenden Fleiß besitzt, und ich mir also mit allem Rechte die angenehme Hofnung machen darf, er werde einst als Gelehrter in irgend einem Amte der Welt nützen können. Dabei war es nur immer mein Wunsch, es möchte sich eine Gelegenheit zeigen, daß ich ihn (wo möglich an einem fremden Orte) eine Schulanstalt besuchen lassen könnte, weil ich aus Erfahrung zu gut weis, wie viele Vorzüge der öffentliche Unterricht vor dem Unterrichte hat, welchen iunge Leute im Hause ihrer Aeltern erhalten, und daß schon der Aufenthalt unter fremden Personen für einen iungen Menschen mehrere Vortheile habe. Ich will Euch, liebe Leser, Einiges darüber sagen, Ihr werdet mir hoffentlich Recht geben und vielleicht daß so dann, Mancher unter Euch, der sich zeither immer dagegen gesträubt hat, wenn von sei-
ner

ner Entfernung aus dem väterlichen Hause die Rede war, dadurch überzeugt wird, ein Aufenthalt unter fremden Personen müsse ihm nützlich seyn, und er habe ihn mehr zu wünschen, als ihm auszuweichen. Die Ursachen sind folgende:

Fürs Erste muß ein iunger Mensch, wenn er unter fremde Personen, in einen Kreis ihm vorher ganz unbekannter Menschen, versetzt wird, sich Mühe geben, die Freundschaft und das Wohlwollen dieser Unbekannten sich zu verschaffen. Er muß also sich nach Andern richten lernen, statt daß im väterlichen Hause vielleicht Mancher nach ihm sich richtet. Ich will jetzt nicht einmal an solche Aeltern denken, die durch sogenannte Affenliebe sich verleiten lassen, ihren Kindern alle mögliche Fehler, Unarten und Ungezogenheiten zu übersehen — denn daß Kinder, die so verwahrloset worden sind, nur durch Aufenthalt unter fremden Personen noch vernünftig und gut werden können, ist leicht einzusehen. Allein, auch die besten, für das Wohl ihrer Kinder redlich besorgten Aeltern, gewöhnen sich bei aller ihrer Sorge für ihrer Kinder Wohl nur gar zu leicht daran, diesen und jenen Fehler dersel.

derselben, manche Laune, manchen Eigensinn, manche Ungezogenheit zu ertragen und nachsichtsvoller zu seyn, als sie oft seyn sollten. Sie übersehen besonders leicht solchen Kindern, die ausserdem manches Gute an sich haben, auch manchen Fehler. Eben das ist der Fall mit dem Lehrer. Dieser kann der gewissenhafteste und geschickteste Mann seyn, und mit allem Fleiße, mit aller Sorgfalt für das Wohl seines Schülers arbeiten, und doch gewöhnt er sich gar zu leicht allmählig an diesen und jenen Fehler seines Untergebenen, und giebt demselben zuweilen nach, ohne es selbst zu wissen. Was endlich die Geschwister betrifft — o! diese lernen gar zu leicht eines die Launen und Schwächen des Andern ertragen, geben eines dem andern nach, heben gleichsam mit einander auf, und haben gewöhnlich, dieser oder jener Untugend ungeachtet, einander doch recht herzlich lieb. Fällt zuweilen eine kleine Beleidigung, ein kleiner Zwist vor, so währt es nicht lange, man versöhnt sich wieder — und das ist denn auch für die Verträglichkeit und den Frieden unter Geschwistern recht gut. Geschwister lernen also leicht ihre gegenseitigen Fehler

Fehler

Fehler und Schwächen tragen, und Aeltern und Lehrer gewöhnen sich leicht zu einer gewissen Nachsicht gegen Kinder und Schüler. Allein eben dies ist die Ursache, daß manches Kind seine Fehler immer beibehält, so daß sie ihm endlich zur Gewohnheit werden. Aeltern, Lehrer und Geschwister geben ihm zwar oft ihr Mißfallen zu erkennen, allmählig gewöhnen sie sich aber doch daran, bemerken sie nicht mehr so oft, bestrafen und tadeln sie nicht mehr so streng, und die Untugend wird dem Kinde durch öftere Wiederholung gleichsam zur andern Natur, und wurzelt so ein, daß sie schwer oder gar nicht auszurotten ist. —

Aber nun laßt einen Knaben, der zu Hause nachlässig, eigensinnig und trotzig war, oder schmolte und ähnliche Fehler sich angewöhnt hatte, und demungeachtet doch von seinen Aeltern, Lehrern und Geschwistern ertragen und um so manches andern Guten willen, geliebt wurde — laßt einen solchen Knaben aus dem väterlichen Hause hinweg, unter fremde, unbekannte Menschen kommen — Was wird geschehen?

Hier

Hier wird er durch Nachlässigkeit, durch seinen Eigensinn, durch seinen Trotz, durch Schmollen, alles von sich wegscheuchen. Zu Hause verwiesen ihm Aeltern und Lehrer oft seine Unarten, er versprach Besserung und man gieng wieder mit ihm um, er war ja Kind und Schüler. Sein Geschwister war manchmal mit ihm unzufrieden und fand sich beleidigt, aber die Versöhnung war beim täglichen Umgange bald wieder gestiftet und Eintracht und Verträglichkeit kehrten zurück. Allein jetzt ist er unter Fremden und stößt sie durch seine Unarten von sich — diese verlassen ihn nun ganz und meiden seinen Umgang. Keine Aelternliebe, keine Geschwisterliebe zieht diese Unbekannten wieder zu ihm hin, wenn er sie durch Unarten entfernt hat. Dies muß er bald genug einsehen, und dadurch angetrieben werden, solche Unarten, wodurch er Andre von sich entfernt, abzulegen. Sieht er also, daß er ienen durch Eigensinn, diesen durch Trotz, einen andern durch andre ähnliche Unarten beleidiget hat, so wird er, wenn man seinen Umgang meidet, wohl in sich gehen und sich bessern. Auch sagt ihm vielleicht einmal ein Fremder die
Wahr

Wahrheit zu einer Zeit und unter Umständen, wo er sich außerordentlich schämen muß, Unarten gezeigt zu haben, und dies heilt ihn wohl leichter und geschwinder von denselben, als es zu Hause die besten und wohlgemeinsten Vermahnungen und Warnungen der Aeltern, Lehrer und Geschwister vermochten.

Fürs zweite muß ein iunger Mensch, der unter fremde Personen versetzt wird, sich Mühe geben, durch gutes Betragen, durch Fleiß und Ordnung sich Liebe zu erwerben, statt daß er im väterlichen Hause die Liebe derer, die ihn umgaben, gleichsam schon genoß, ehe er sie zu erwerben wußte. Aeltern lieben ihre Kinder schon darum, weil sie ihre Kinder sind, lieben sie von Natur, und eben so natürlich ist die Geschwisterliebe; so wird uns also diese Liebe der Aeltern und Geschwister gleichsam ohne unser Verdienst zu Theil, kömmt uns gleich beim Eintritt in die Welt entgegen. — Allein, wie ganz anders verhält es sich mit Unbekannten und Fremden! Hier kömmt man uns nicht von selbst mit Liebe entgegen, hier wirkt kein geheimer Naturtrieb zu unserm Besten, hier müssen wir nur allmählig durch gute Eigenschaften Liebe,

Zu

Zuneigung und Freundschaft zu gewinnen suchen, hier muß der iunge Mensch durch Fleiß, Gehorsam und Sittsamkeit sich seinen Lehrern und Vorgesetzten, durch Verträglichkeit, Dienstfertigkeit und Gefälligkeit seinen Gespielen, Mitschülern und Kameraden werth machen. So weckt der Aufenthalt unter Fremden und Unbekannten die Anlage zu mancher guten Eigenschaft auf, die im väterlichen Hause schlummerte, und ohne ienen Umgang mit Fremden vielleicht nie ausgebildet worden wäre.

So Mancher, der, wenn er immer im väterlichen Hause geblieben wäre, seine Naturgaben nur wenig ausgebildet haben würde, ist dadurch, daß er unter fremde Personen versetzt wurde, ein sehr fleißiger und thätiger Mann, kurz ein sehr brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft geworden.

Ein iunger Mensch, der unter fremde Personen kömmt, ist drittens dadurch in den Fall gesetzt, daß er sich nicht immer bloß auf Andre verlassen, bei allen Gelegenheiten Andre um ihre Meinung und um ihren Rath fragen und darnach handeln kann, es treten vielmehr alsdann Fälle ein, wo er sich selbst rathen,

then, selbst überlegen, sich entschliessen und handeln muß. Ziel zu Hause etwas vor, so fragte er Aeltern, Lehrer und Geschwister um Rath. Aber diese sind ietzt fern, er muß also selbst abwägen, was er zu thun habe; ob er auf diese oder iene Art sich mehr Vortheil oder Nachtheil zuziehen werde, und welchen Weg er einschlagen solle? Durch dieses Hin und Her Überlegen bildet sich denn sein Verstand aus, und sein Geist wird fester. Freilich wird er zuweilen sich falsch rathen und den unrichten Weg einschlagen, allein wenn die Folgen kommen und er siehet, er habe anders handeln sollen, wird er dadurch sich belehren lassen und ein andermal vorsichtiger seyn. Es wird ihm heilsam seyn, zuweilen durch Schaden klug zu werden, so wie die Fälle, wo er den rechten Weg einschlug, ihm ein gewisses Zutrauen zu sich einflößen werden. — Zu Hause gieng er am Gängelbände, nicht Er nahm sich in Acht, sondern Andere, seine Aeltern, seine Lehrer, seine Freunde und Geschwister nahmen ihn vielleicht in Acht, daß er nicht strauchelte und fiel. Allein auf diese Art hätte er auch eben so wenig selbst gehen, sich auf seine Kräfte verlassen, und

und sie brauchen lernen, als ein Kind, das immer am Gängelbände geleitet wird, einen festen sichern Gang bekommt. Immer wäre er Kind geblieben, nie Jüngling und Mann geworden, der selbst handeln muß. Aber unter Fremden ist er zuweilen sich selbst überlassen, muß in vielen Fällen sein eigener Leiter und Führer seyn, selbst überlegen, was er und wie er es thun will. Er muß nun selbst nachdenken und überlegen, und dies bildet ihn allmählig zum gesetzten Jüngling, und macht ihn mit der Zeit zum Manne, der überlegt, seine Erfahrungen zu Rathe zieht, und dann handelt und wählt, was Erfahrung und Vernunft ihm anrathen.

Für junge Leute von Fähigkeiten hat viertens der Aufenthalt unter Fremden und Unbekannten den Vortheil, daß sie die große Meinung, die sie zuweilen von sich selbst haben, ablegen, und einsehen lernen, daß sie bei weitem noch nicht so geschickt, so sittsam und so vollkommen sind, wofür sie zuweilen im väterlichen Hause sich zu halten verleitet werden. Es ist, leider! eine traurige Erfahrung, die auch ich selbst gar sehr oft gemacht habe, daß nämlich viele Personen,

N. Kinderfr. 10, B.

Y

wenn

wenn sie in ein Haus kommen, wo Kinder sind, sich viel mit den Kindern abgeben, und wie? — zum größten Schaden der Kinder. Da wird ieder Einfall, den die Kinder haben, bewundert, ob er gleich manchmal gar nicht zu bewundern, sondern vielmehr entweder ganz alltäglich, oder wohl gar einfältig, albern, und ungezogen ist. Da wird gefragt: ob die lieben Kinderchen schon in die Stunden gehen, und was sie alles lernen? und wenn dann die Aeltern, oder die Kinder die Stunden herzählen, welche sie besuchen, da heißt's: „Ei, das müssen rechte gescheute Kinder werden,“ — „an denen müssen die Aeltern einst Freude erleben,“ — und nun folgen oft eine Menge Schmeicheleien für die schönen, artigen, allerliebsten Kinder. Dies geschieht gewöhnlich in der Meinung, daß die Aeltern es gar zu gern hören, wenn man ihre Söhnchen und Töchterchen recht artig, witzig, und gelehrt findet. Und freilich giebt es leider! auch Aeltern genug, die alles dies für baare Münze annehmen, und glauben, dieser Beyfall, dieses Lob komme aus dem Herzen. — Was ist aber davon die Folge? — Kinder, die oft von Frem-

Frem-

Fremden so gepriesen werden, denken nun, sie sind, wer weiß wie? geschickt, artig, und liebenswürdig, der Tadel also, den sie dann von den Aeltern hören müssen, weil sie bei weitem das nicht sind, wofür jene fremde Lobpreiser sie ausgeben, scheint ihnen ungerecht, und sie glauben nun schon ganz vollkommen zu seyn. Bei andern Kindern, die gescheut genug sind, um einzusehen, daß das Lob der Fremden wohl nicht ganz wahr seyn möge, die es selbst fühlen, daß sie gar noch manche Lücke in ihrer Kenntniß, manche Untugend, und manchen Fehler in ihrem Betragen haben, schadet jenes Lob freilich nicht gar so viel, indessen taugt es doch auch nichts.

Sodann, wie oft ist es nicht der Fall, daß z. B. das älteste Kind in einer Familie sein jüngeres Geschwister an Kenntnissen, an Sittsamkeit und andern guten Eigenschaften übertrifft, und wohl gar den jüngern zum Beispiele vorgestellt wird. Wie leicht wurzelt dann bei diesem ältesten der Gedanke ein, es sey das gescheuteste, und beste Kind in der Welt, weil — es Vorzüge vor seinem Geschwister hat? Wie leicht hält also ein solches Kind sich für vollkommen!

Nehmt noch einen andern Fall! Zuweilen zeichnet sich irgend ein Kind in einer Familie, nicht allemal das älteste, durch Fähigkeiten aus. Es wird ihm alles leicht, dabei ist es fleißig, und übertrifft wohl sein älteres Geschwister. Es sieht das bald ein, und — wird nicht selten stolz auf seine Vorzüge, um so mehr, da es nicht das älteste ist.

Da sehet ihr Gelegenheiten genug, wie Kinder, so lange sie in dem Hause der Aeltern sind, dahin gebracht werden können, sich für sehr klug, fleißig, und überhaupt für vollkommen zu halten, weil es ihnen in dem kleinen Kreise Niemand gleich oder zuvorthut. Aber laßt nun einmal einen solchen Knaben unter mehrere Knaben kommen. O wie so leicht und schnell verschwindet da die hohe Meinung, die er von sich hatte! wie bald sieht er nun ein, es fehle ihm gar noch viel; denn es befinden sich unter seinen Mitschülern, unter die er nun versetzt wird, welche, die ihn weit übertreffen. Giebt es auch vielleicht keinen, der ihn in allen Stücken überträfe, wie leicht ist es doch, daß es ihm Einer in diesen, ein Andern in jenem Stücke zuvor thut. Dies muß aber
denn

gar viele gute Folgen für ihn haben; Es demüthigt seinen Stolz, beweist ihm, daß ihm noch viel fehle, und treibt ihn zur Nacheiferung an. Zu Hause glaubte er, er könne oder lerne genug, und beinahe zu viel; hier sieht er, Andre können mehr. Jetzt ist ihm das Seinige nicht mehr genug, sondern er strebt nach Mehrerm. Alles das Gute also, was er jetzt aus Nacheiferung thut, würde unterblieben seyn, wenn er nicht hieher gekommen, nicht in diese Lage versetzt worden wäre. Und eben diese Nacheiferung ist es, wodurch öffentliche Schul- und Lehranstalten vielen Vorzug vor dem häuslichen Unterrichte verdienen. Nichts treibt einen jungen Menschen guter Art mehr zum Fleiße, und zur Ausbildung aller Kräfte an, als wenn er sieht, daß Andre, von seinen Jahren, vor ihm sind. Mit allen Kräften strebt er nun vorwärts, um die, die ihm voran sind, einzuholen. Dies verhindert also daran, daß die Seelenkräfte nicht einschlummern, macht vielmehr, daß sie erst recht geweckt werden, daß der Verstand immer mehr bereichert wird, und daß der junge Mensch immer unablässiger sich bestrebt, an Fleiß und

guter Aufführung, an Sittsamkeit und vernünftigem Betragen, an Kenntnissen, und guten lobenswürdigen Eigenschaften Andern gleich zu kommen.

Aus dem, was ich Euch eben gesagt habe, seht Ihr also, daß ich davon überzeugt bin, es sey einem iungen Menschen sehr heilsam, wenn er nicht zu lange im väterlichen Hause bleibt. Besonders ist es einem Knaben, der studiren wil, mehr nützlich als schädlich, wenn er eine öffentliche Anstalt, und zwar, wo möglich entfernt von seiner Vaterstadt, und dem älterlichen Hause, besucht. Es konnte mir also nicht anders als angenehm seyn, als ich, Ende Novembers, einen Brief von einem vertrauten Freunde von mir erhielt, den ich wegen seiner Gelehrsamkeit, und wegen seines Charakters liebe und schätze, in welchem Briefe er mir meldete, daß ihm die oberste Lehrerstelle an dem Gymnasium in * * anvertrauet worden sey, die er denn gegen Weihnachten antreten werde. Ich hatte schon bisher zuweilen mit Herr Walthern von der Nothwendigkeit gesprochen, Gustaven auf eine öffentliche Schule zu schicken. Es war von
uns

uns so mancher Plan deshalb entworfen,
 und aufgegeben, bald diese bald jene Schule
 von uns gewählt, und dann die Wahl
 wieder verworfen worden. Jetzt bot sich mir
 auf einmal eine unerwartete Gelegenheit zu
 Ausführung eines Vorsatzes an, und zwar
 eine Gelegenheit, wie ich sie nur immer wün-
 schen konnte. Der Ort ist nicht zu weit von
 Dresden entfernt, so daß ich also Gelegen-
 heit habe, Gustaven doch etwa alle Jahre
 einmal zu besuchen, oder ihn zu mir kommen
 zu lassen — und was die Hauptsache war,
 ich konnte überzeugt seyn, daß mein Freund
 nicht nur Lehrer, sondern zugleich auch gleich-
 sam Vaterstelle bei meinem Gustav vertreten
 werde. Ich ergrif daher die Gelegenheit, wie
 man zu sagen pflegt, mit beiden Händen, und
 meldete meinem Freunde meinen Vorsatz, Gu-
 staven ihm anzuvertrauen. Meinem guten
 F * * war mein Wunsch, meinen Gustav
 unter seinen Schülern zu sehen, eben so an-
 genehm, als mir diese Gelegenheit war; er
 erbot sich sogar, ihm Wohnung und Tisch zu
 geben. Besser konnten wir alle es wohl nicht
 wünschen. Ich sprach also mit Herrn Wal-
 ther und meiner Frau darüber, ehe ich Gu-
 staven

staven

staben und meinen übrigen Kindern etwas sagte, und nachdem wir übereingekommen waren, daß Gustav zu Anfange des Jahres 1797 seine neue Laufbahn antreten solle, nahm ich mir vor, erst ihm meinen Entschluß zu eröffnen, ehe sein Geschwister etwas davon erführe.

Ich ließ also eines Morgens Gustaven allein auf mein Zimmer kommen, und nachdem ich ihm deutlich aus einander gesetzt hatte, wie nöthig es sey, daß er das väterliche Haus verlasse, weil er auf eine andre Art seinen Wunsch, ein Gelehrter zu werden, weit besser erreichen könne, legte ich ihm meinen Plan vor. Anfangs schien er bloß darüber zu erschrecken, daß es schon so bald fortgehen sollte, die Nähe der Trennung überraschte ihn, er ward weich, seine Stimme stockte. Nachdem er sich aber gefaßt und ich ihm vorgestellt hatte, es sey besser, bald dazu zu thuu, gab er sich darein und ich überlies es ihm selbst, sein Geschwister darauf vorzubereiten.

Raum hatte er mich verlassen, - so hörte ich meine Kinder mit grossem Getöse auf meine Stube loskommen. Sie hatten Gustaven angepackt, eines hielt ihn bei der Hand,
eines

eines beim Rockschöße, und wie mit einer Stimme fragten sie, mit Thränen in den Augen: Lieber Vater! Gustav soll fort? — Will fort, erwiederte ich, fragt ihn nur selbst. Er erzählte ihnen nun ausführlicher die ganze Sache, denn vorher hatten sie ihn gar nicht angehört, sondern waren gleich mit ihm fortgelaufen, so bald er nur gesagt hatte, ich soll auf eine Schule kommen. Aufmerksam hörten sie zwar jetzt alle zu, machten aber eine Menge Einwendungen. Das eine meinte, Gustav könne ja alles bei Herrn Walther lernen, und wenn er so viel lerne, als der, so sey er gewis ein rechter Gelehrter. — Ein andres that den Vorschlag: Er könne ja eine Dresdner Schule besuchen, da brauche er doch nicht fort zu ziehen. — Ein drittes rieth ihm, lieber nicht zu studieren, damit er immer da bleiben könnte. — Indessen erinnerte ich die Knaben, daß sie alle nicht immer bei mir bleiben würden, und daß die Abschiedsstunde, die bald für Gustaven schlagen werde, in einem Jahre oder in zweien auch für Franzen und Eduarden, und späterhin auch für Heinrichen schlagen müsse. — Ach! das ist traurig, rief eines um das andre, o wie

wie schön, wenn wir immer beisammen bleiben könnten! Eines trat nun in die, das andre in jene Ecke; die Mädchen setzten sich und weinten, Gustav suchte seine Nührung zu verbergen, ergrif ein Buch, trat ans Fenster und stellte sich, als wollte er lesen. Aber Heinrich, der ihn an der Hand hielt und ihm in die Augen sah, sagte: Gustav, Du weinst ja auch; und nun quollen Thränen aus aller Augen. Daß auch die meinigen nicht trocken blieben, denkt Ihr Euch wohl selbst, Liebe Leser. Ich umarmte meine guten Kinder alle recht herzlich, segnete sie und dankte Gott, daß er mir Kinder gegeben habe, bei denen sich so herzliche Geschwisterliebe zeigte, welche mir, so oft ich sie bei Kindern traf, immer ein Beweis eines guten Herzens war.

Wie hätte ich wohl diese Gelegenheit vorbeigehen lassen können, ohne sie dazu zu benutzen, das Band der Geschwisterliebe, dessen Daseyn unter meinen Kindern ich hier wieder so deutlich sah, noch fester zu knüpfen, da ich überzeugt seyn konnte, daß das, was ich Ihnen jetzt aus dem Herzen sagen würde, in Ihren jedem Gefühle jetzt ofnen Herzen Eingang finden und bleiben werde. Ich
setzte

setzte mich also und sah mich bald umringt von ihnen, denen allen die Thränen in den Augen standen. Aus der Fülle meines Herzens sprach ich ungefähr Folgendes, das ich Euch hier kurz wiederhole, in der Hofnung, daß auch Ihr etwas dabei empfinden werdet, und mit dem Wunsche, daß wenn Eure Geschwisterliebe ja vielleicht kälter seyn sollte, sie dadurch wieder erwärmt und von neuem belebt werden möge.

„Ihr könnt mir es glauben, gute Kinder, daß ich diesen Beweis Eurer gegenseitigen Geschwisterliebe, den Ihr mir eben jetzt wieder gebet, als eine der schönsten Belohnungen für meine Sorgfalt bei Eurer Erziehung ansehe. Das Herz blutete mir oft, wenn ich von Streitigkeiten hörte, in welche Geschwister gerathen waren, oder von Feindseligkeiten, die unter ihnen statt fanden, und wozu leider! gewöhnlich in der Jugend schon, nicht selten von den Aeltern selbst, der Grund gelegt wird. Wie oft ist es z. B. nicht der Fall, daß Aeltern diesem oder jenem Kinde, wegen seiner körperlichen Schönheit oder wegen seiner Naturgaben und dergleichen, manchen Vorzug vor ihren andern Kindern geben,
und

und dadurch Neid und Eifersucht in dem Herzen der andern Kinder erwecken. Ich und Eure Mutter haben, wie Ihr wißt, uns das nie zu Schulden kommen lassen, haben Euch Alle, Alle, mit gleicher Liebe umfaßt. Dadurch haben wir eine Gelegenheit vermieden, durch welche so leicht Geschwisterliebe schon im väterlichen Hause untergraben wird.“

„Aber auch Ihr selbst habt Euch, ich kann Euch das nachrühmen, als Geschwister betragen. Die Freude des Einen, war die Freude des Andern; wenn Eines von Euch litt, litten die Ubrigen mit, und fanden zuweilen kleine Uneinigkeiten statt, so giengen sie bald vorüber, und ließen keine Erbitterung, keinen Groll zurück. Ihr seyd also noch jetzt eines des andern bester Freund. D bleibt das, gute Kinder! Denkt, wer könnte ie Euch näher seyn, als Bruder und Schwester, mit denen Ihr einerlei Aeltern hattet, neben denen Ihr von Jugend auf erzogen wurdet, mit denen Ihr alle Freuden und Leiden Eurer unschuldsvollen und sorgenlosen Kinderjahre theilet? — Die Erinnerung an Eure Jugendjahre, wo eines dem andern so manche Handreichung leistete,

Eines

eines das andre unterstützte, bei Krankheiten wartete und pflegte — die Erinnerung an alle die tausendfachen Freuden, die Ihr mit einander genoßt — an den gemeinschaftlichen Unterricht — an die im fröhlichen Kreise vollbrachten Abende — an unsre Spaziergänge und kleinen Reisen — und an ähnliche Dinge, deren Euer Gedächtnis von selbst Euch eine Menge zurückrufen wird — diese Erinnerung muß Euch immer lebhaft und durch diese muß Euer Geschwister Euch stets lieb und werth bleiben. Dann darf ich hoffen, Ihr werdet auch in der Entfernung von einander nicht anders an einander denken, als wie man an gute Freunde denkt, die man schätzt und liebt, und von denen man wieder geschätzt und geliebt wird! Und solltet Ihr einst noch so weit von einander getrennt werden, so wird die Trennung Eurer Freundschaft keinen Abbruch thun können. Alle Schicksale, die dann Euerer warten, sie mögen glücklich oder traurig seyn, werdet Ihr theilen, alles Gute gemeinschaftlich genießen, alles Böse gemeinschaftlich ertragen. Keines von Euch wird dann je ganz verlassen seyn können, eines wird für das andre sorgen,

gen,

gen, eines das andre unterstützen als Freund, ja mehr als Freund, als Bruder und Schwester. Ihr werdet auch bei der weitesten Trennung immer nur eine Familie ausmachen.“

„Und wenn ich und Eure gute Mutter sehen, wie fest das Band ist, welches Euch als Geschwister und als die treuesten Freunde bis in den Tod zusammenhält, wie sehr wird uns dies die Trennung von Euch erleichtern, wenn einst die wichtigste Abschiedsstunde schlagen und uns von Euch abrufen wird. Wie ruhig werden wir dann von hinnen scheiden, wenn wir Jedem von Euch, in seinen Brüdern und Schwestern, Freunde, Rathgeber und Tröster hinterlassen —“

Thränen erstickten hier meine Stimme, wechselsweise umarmten wir uns — schluchzend giengen die Kinder auf ihre Stube.

Gustav's



Gustav's Trennung war nun unsre gemeinschaftliche Unterhaltung von diesem Tage an, bis zu dem Tage der Abreise selbst. Mit traurigen Empfindungen sahen wir diesem Tage entgegen, oft zählten meine Kinder wie viel noch Wochen und Tage bis dahin wären, freueten sich so lange wenigstens noch einige Wochen Zwischenzeit war, wurden aber immer trauriger, als die Zeit nach Tagen gezählt wurde; und, als es endlich hieß: Morgen, morgen geht es fort, zeigte der Schmerz über die bevorstehende Trennung sich immer deutlicher. Auch mir ward, warum sollt' ich es Euch nicht gestehen, immer bänger um das Herz, je näher die Abschiedsstunde heranrückte. Am Abschiedstage selbst begleiteten nicht nur ich, meine Frau und alle Kinder, sondern auch Herr Walther, der Oberst, Herr Steinau und Herr Werner, unsern Gustav einige Stunden weit. Alle fuhren indes noch den nämlichen Tag zurück, nur ich setzte mit Gustaven den Weg allein fort bis an den Ort seiner ieszigen Bestimmung,

mung, wo wir denn den dritten Tag glücklich eintrafen.

Euch viel von dem Abschiede, der von den Zurückkehrenden genommen wurde, zu erzählen, erlaßt Ihr mir wohl, Kinder. Er war, wie Abschiede unter Kindern und Aeltern, Freunden und Geschwistern sind, schmerzhaft. — Ich fand, als ich bei meinem Freunde ankam, alles so, wie dieser mir geschrieben hatte, empfahl Gustaven seiner fernern Fürsorge und Aufsicht, und trennte mich, nachdem ich noch zwei Tage gewartet und seine kleine Einrichtung hatte machen helfen. Den dritten Tag mußte also auch ich ihn verlassen, und schied von ihm mit dem herzlichsten Wunsche, daß er mit den Jahren zugleich auch an Kenntnissen und Tugend zunehmen, und einst seiner Aeltern, seines treuen Lehrers Walthers, Freude und ein für die menschliche Gesellschaft brauchbarer Mann werden möchte.

Daß ich auf der Rückreise an nichts als an Gustaven dachte, glaubt Ihr mir gern, liebe Kinder. Nur mit ihm war ich beschäftigt, nur für ihn wünschte, sorgte, hofte ich. Es ist traurig für Aeltern, wenn eines ihrer
Kin

Kinder mißrath, und geschieht das vollends mit dem ersten, welches das väterliche Haus verläßt, so schlägt dies die Aeltern doppelt nieder, sie fürchten dann auch für ihre übrigen Kinder desto mehr. Gelingt ihnen im Gegentheil aber die Erziehung der Aeltesten, so dann hoffen sie auch für die Ausbildung ihrer übrigen jüngern Kinder desto mehr, und sehen mit desto froherm Blick der Zukunft entgegen.

So wie ich schon auf der Reise Gustaven mit seiner neuen Lage bekannt zu machen gesucht und manche gute Regel ihm gegeben hatte, so stellte ich auf der Rückreise mir ihn noch einmal lebhaft vor, und schrieb noch unterwegs folgenden Aufsatz, den ich ihm unter der Aufschrift: Einige väterliche Lehren an meinen Gustav als er das väterliche Haus verließ und die Schule zu * * * bezog, von dem letzten Orte vor Dresden aus mit der Post übersendete. Ich lasse ihn abdrucken, in der Hoffnung, daß auch mancher von Euch, der einst in die nämlichen Verhältnisse kommen möchte, dieser Regeln nicht ohne Nutzen sich erinnern werde.

Im Allgemeinen, lieber Gustav, vergiß nie, daß es deine Pflicht sey, die Gaben und Anlagen Deines Geistes, die Gott Dir gab, auszubilden und dadurch auf die beste Art ihm dafür zu danken. Nur wenn Du das thun, wenn Du Deinen Verstand mit Kenntnissen bereichern und Dein Herz stets für alles Gute empfänglich und offen erhalten wirst, wenn es Dir Freude macht, immer gut zu handeln, wirst Du mit Freudigkeit zu Gott aufblicken, und so in ieder Lage Deines Lebens glücklich und zufrieden seyn können, weil Dir Dein Gewissen dann das Zeugnis geben wird, daß Gott Dein Freund sey.

Jeder Stand, jedes Verhältnis in der Welt hat indessen seine besondern Pflichten, ich will Dir also dieienigen, die Du jetzt zu beobachten hast, und worüber wir schon unterwegs sprachen, noch einmal einschärfen. Beobachte sie, und Du wirst Dich wohl dabei befinden.

Du hast Pflichten gegen dieienigen, bei denen Du wohnst, gegen Deine Lehrer, gegen Deine Mitschüler und gegen Dich selbst.

In Ansehung der Familie desienigen Lehrers, bei dem Du wohnst laß vor allen Dingen

gen

gen Bescheidenheit Deine erste und wichtigste Pflicht seyn. Nie mußt Du dies oder ienes ungestüm fodern, oder, wenn nicht alles ganz so ist, wie Du es vielleicht wünschest, Unwillen zeigen und dadurch beleidigen. Du mußt nicht verlangen, daß man sich nach Dir richte, im Gegentheil mußt Du Dich nach der Familie richten, in der Du lebst. Je weniger Du aber an Forderungen Dich gewöhnen, je weniger Du von Andern verlangen mußt, desto dienstfertiger mußt Du gegen Andre seyn, sobald es geschehen kann, ohne daß Du Deine Stunden oder nöthige Dinge darüber verabsäumst. — Für alles, was man Dir erweist, bezeige Dich dankbar. Du weißt zwar, ich bezahle für Dich. Allein das berechtigt Dich nicht, alles als Muß anzusehen, nein! Du bist nicht der, der es vergilt, was man an Dir thut, also ist es Deine Pflicht, das was man thut mit Bescheidenheit und Dank anzunehmen.

Gegen den Lehrer, in dessen Hause Du bist, sey offen in allem, was Dich betrifft. Du wirst zwar nicht über alle Kleinigkeiten ihn um seine Meinung fragen, sondern in mancherlei Dir nun selbst rathen können und

müssen; aber in wichtigern Dingen wende Dich mit einer Art von kindlichem Zutrauen an ihn, und befolge dann seinen Rath treu und pünktlich.

Endlich laß Dir Verschwiegenheit in Ansehung alles dessen empfohlen seyn, was im Hause vorgeht, und wovon Du natürlicherweise als Tisch- und Hausgenosse vieles siehst und hörst. Plaudere diese Dinge weder gegen Deine Mitschüler noch in andern Häusern, in denen Du vielleicht Zutritt erhältst, aus. Die gleichgültigsten Dinge werden, wenn sie hin und her gesagt werden, oft falsch beurtheilt, stiften unter Familien Streit und Zank, und der Klätcher, der seinem Munde nicht Zaum und Gebiß anlegen konnte, spielt nach dem Urtheile der Vernünftigen eine sehr entehrende Rolle und schadet sehr oft sich selbst am meisten. Ich habe mehrere iunge Leute gekannt, welche durch solche Plaudereien sich ihre Gönner, Wohlthäter und Freunde abgeneigt machten.

Die Pflicht der Ehrfurcht gegen Lehrer darf ich Dir wohl nicht erst empfehlen. Du hast sie gegen Herrn Walther nicht vernachlässigt, gewis wirst Du sie auch jetzt und in

Zu

Zukunft beweisen. Hüte Dich besonders den einen Lehrer Eurer Schule, welcher schon ein Greis ist, weniger zu ehren und zu achten. Ich selbst bin leider! auf Schulen Zeuge gewesen, daß unbärtige Knäbchen alte Lehrer zur Zielscheibe ihres kindischen, unüberlegten Witzes, zum Gegenstande ihrer oft abgeschmackten Spöttereien, machten. Es ist dies eine Sünde, lieber Gustav, die auf vielen Schulen herrscht. Bewahre Dich vor derselben. Das Amt eines Lehrers ist ein schweres Amt, doppelt schwer muß es einem Manne von Jahren seyn, der fühlt, daß die Munterkeit des Geistes ihn verläßt, daß seine Sinne stumpf werden, daß des Alters Schwächen ihn drücken. Und so einem Lehrer sollte mein Gustav dies drückende Gefühl noch mehr erschweren können? Nein, Gustav, laß mich hoffen, daß Du dessen nicht fähig seyst — daß Du besonders jenen alten Lehrer, und sollte auch sein Alter mit diesen und jenen Schwächen verbunden seyn, ehren und dadurch seines Amtes und seines Alters doppelte Bürde ihm erleichtern wirst. Auch gegen die übrigen Lehrer sey ehrerbietig und gehorsam. Pünktlich befolge was sie Dir auftragen,

3 3

gen,

gen, und suche durch Aufmerksamkeit in den Stunden, durch Ordnungsliebe in den Arbeiten, die sie Dir aufgeben, ihnen ihr Amt zu erleichtern; Du selbst wirst davon den größten Nutzen haben, wie Du leicht begreifst. Hast Du Dir Fehler zu Schulden kommen lassen, so gestehe sie frei, weiche der Belehrung und Zurechtweisung nicht durch Lügen und freches Längnen aus, sondern sei aufrichtig, und laß Dir die Belehrung oder Strafe eine Warnung seyn.

Was Deine Mitschüler betrifft, so warne ich Dich väterlich, sei zurückhaltend gegen sie, und halte nicht gleich Jeden für Deinen Freund, der Dir freundlich entgegenkömmt und sich viel mit Dir abgiebt. Ohne unartig und ungesittet zu seyn, halte Dich anfänglich von allen ein wenig entfernt und beobachte sie, so viel Du kannst. Wie Du dann ihr Betragen gegen andre Deiner Mitschüler findest, eben das darfst Du Dir von ihnen versprechen. Wer Andre neckt, höhnt, verflatscht, lächerlich macht, wird Dir es bald eben so machen, wenn er sich anfänglich noch so freundlich gegen Dich stellen sollte. Du mußt also selbst durch Beobachtung nach
und

und nach dahinter zu kommen suchen, wer Deine Freundschaft verdiene? Das jugendliche Herz sehnt sich nach Gespielen, nach Freunden, nach gesellschaftlichem Umgange. Auch Du wirst diese Sehnsucht fühlen und Freunde suchen, die dann Dir gleichsam die Stelle Deines Geschwisters vertreten werden, dessen Umgang Du jetzt entbehren mußt. — Ich will dieses Gefühl bei Dir keineswegs unterdrücken, es ist natürlich und kann zugleich von grossem Nutzen seyn. Aber — hier ist auch die größte Vorsicht nöthig, lieber Sohn. Manchen hoffnungsvollen jungen Menschen verdarb schlechte Gesellschaft, übles Beispiel. Prüfe also hier genau, ehe Du wählst und ziehe selbst Deinen Lehrer darüber zu Rathe. Nur die Mitschüler, denen Du, weil sie gut, gesittet und fleissig sind, gleich und ähnlich zu seyn wünschest, müssen Deine Freunde werden. Vermeide besonders das Spiel in Karten und sonst um Geld, es raubt Dir nicht nur Zeit und Geld, sondern stumpft auch Deine Geisteskräfte und Dein Gefühl ab. Du kannst nicht immer arbeiten, sondern mußt Dich auch erholen. Aber es giebt ja eine Menge anderer Gelegenheiten und Mittel,

tel,

tel, wie Du mit Deinen Freunden Dich erholen kannst, ohne daß ihr nöthig hätten, zu dem Kartenspiele Zuflucht zu nehmen. Ebenso sehr hüte Dich vor sogenannten Kaufpeleien, vor Kauf und Verkauf unter Deinen Mitschülern, es entstehn daraus oft Zank und Händel, vor denen Du sicher seyn wirst, wenn Du mit solchen Dingen Dich nicht befaßest.

Dies sind denn einige Regeln über Deinen Umgang mit Andern. Laß mich nun noch einige Bemerkungen hinzusetzen, über die Pflichten gegen Dich selbst.

Deine Zeit auszukaufen, d. h. sie auf die beste Art anzuwenden, das ist jetzt Deine erste Pflicht. Ein großer Theil ihrer Anwendung ist Dir zwar vorgezeichnet, die Stunden, die Du besuchen, die Arbeiten, die Du treiben sollst, sind bestimmt, allein es bleibt Dir doch noch viel Zeit übrig, deren Anwendung auf Deiner eignen Eintheilung beruht; hier handle denn weise und bedenke, daß es gar traurig seyn mag, wenn man in spätern Jahren ausrufen muß:

O könnt' ein Gott mir die verlornen Jahre wiedergeben,

Hin

Hin ist hin! so heißt es vorzüglich in Ansehung der Zeit. Darum sei weise bei ihrem Gebrauch. O braucht die Zeit! war ja bisher immer eines Deiner Lieblingslieder, laß es dasselbe auch ferner seyn.

Unser Zeitalter erfordert es doppelt, daß junge Studirende ihre Zeit recht anwenden. Ehedem konnte ein Gelehrter nicht selten durch wenige Kenntnisse sich die Achtung seiner Mitbürger verschaffen und vor ihnen sich auszeichnen. Aber jetzt — o wie ganz anders! Unsre Bürger, selbst unsre Landleute, erwerben sich jetzt, durch das Lesen nützlicher und guter Schriften, eine Menge Kenntnisse, die man sonst kaum bei einem Gelehrten suchte — darf nun wohl der Gelehrte zurückbleiben? muß nicht auch er immer mehr lernen und seine Kenntnisse vermehren? O! es ist ein weites Feld, was Du als Gelehrter zu durchwandern hast. Du mußt täglich, ja ich möchte sagen stündlich, einen kleinen Weg zurücklegen, wenn Du die Reise mit Ehre und Nutzen machen willst.

So mannigfaltig indessen auch die Dinge sind, deren Kenntniß Du Dir verschaffen mußt, so rathe ich Dir doch zugleich, treibe
nicht

nicht zu vielerlei auf einmal, sonst wirst Du es in keiner Sache zu etwas bringen. Es giebt iunge Leute, die so zu sagen hunderterlei auf einmal lernen wollen, und was ist die Folge? — Sie bleiben in allem Stumper. Sie fangen zu einer Zeit Zeichnen und Musik an, lernen zwei, drei Instrumente auf einmal, wollen dann in alten und neuen Sprachen weiter kommen, und auch in Geschichte, Erdbeschreibung und andern Wissenschaften Fortschritte machen. Dieser Vorsatz, recht geschickt zu werden, ist freilich zu loben, aber in der Ausführung fehlen sie nur gar zu sehr. Der Geist ist nicht fähig, alle diese Dinge auf einmal zu umfassen. Handle Du nicht so, lieber Gustav. Treibe immer nur einige dieser Dinge mit Eifer, und hast Du es in diesen zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht, dann kannst Du wieder zu einer andern Kunst oder Wissenschaft übergehen. So wird Dein Geist nicht überladen und macht ungleich größere Fortschritte, wenn er allmählig von einem Gegenstande zum andern kömmt, als wenn er eine Menge Gegenstände auf einmal umfassen soll.

Ber

Vernachlässigte übrigens bei dem Fleiße, den Du als künftiger Gelehrter jetzt anwenden mußt, nie Deine Bestimmung als Mensch. Man fehlte ehemals hierinne gar sehr. Die jungen Leute, welche auf öffentlichen Schulen erzogen wurden, lernten alte Sprachen, alte Geschichte und Alterthümer, blieben aber dagegen ganz unbekannt mit allem dem, was um sie herum vorgieng, unbekannt mit der Natur und mit ihren Zeitgenossen. Sie lebten gleichsam in Griechenland und Rom, und wenn sie dann unter Menschen kamen, die natürlicherweise keine Griechen und Römer waren, so befanden sie sich in einer Welt, die ihnen fremd war. Oft sahe man daher die gelehrtesten Männer sich so sonderbar betragen, daß man es nicht begreifen konnte, wie es möglich sey, so zu handeln. In Dingen, wo es auf ein gesundes Urtheil ankam, waren solche Männer oft schwächer und unerfahrener, als ein ganz ungelehrter Handwerksmann. Das kam eben daher, weil man in Schulen nur gelehrte aber nicht eben vernünftigdenkende Jünglinge bildete, weil man mehr darauf sah, das Gedächtnis mit einer Menge von Dingen gleichsam vollzuspöpfen, als

als die Urtheilskraft zu üben und Anwendung der Vernunft zu lehren.

In unsern Zeiten hat man diesen Fehler zu vermeiden gesucht, und ich habe aus der ganzen Einrichtung der Schule wo Du bist, gesehen, daß man daselbst nicht bloß die Köpfe der Schüler mit Alterthümern füllt, und die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache für die einzige Bestimmung des Gelehrten hält, sondern daß man alle Seelenkräfte der jungen Leute zu üben und zu bilden sucht. Benutze diesen Unterricht, und lebe überhaupt nicht bloß in Büchern, sondern auch mit den Menschen. Jede Erfahrung, die Du aus dem Umgange mit Menschen ziehen kannst, laß Dir lieb seyn, lerne Menschen kennen und mit ihnen umgehen. Studire dabei in der Natur. Sammle Dir also auch solche Kenntnisse, die nicht in Büchern stehen, so wirst Du einst nicht bloß ein gelehrter, sondern auch ein brauchbarer und gewis auch ein zufriedener, glücklicher Mann werden.

Jch

Ich theile nun meinen Lesern hier einige der ersten Briefe mit, welche wir von Gustaven erhielten, sie werden ihnen hoffentlich nicht misfallen.

Gustav an Herrn Walther.

Nicht nur heute noch einmal will ich Ihnen danken, theurer Lehrer, für den Fleiß, den Sie auf meinen Unterricht verwendet haben, mein Dank gegen Sie wird, so lange ich lebe, nie verlöschen, immer werde ich mich dankvoll an den erinnern, der mein Herz und meinen Verstand zu bilden so eifrig sich bemühte, dem mein Wohl so sehr am Herzen lag. Doch Worte sind ein leichter Dank, durch meine Aufführung will ich Ihnen würdig zu danken suchen. Nie, lieber Herr Walther, soll eine Zeit kommen, wo Sie Sich meiner zu schämen Ursache haben möchten. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit eine Geschichte erzähle, die ich gestern über Tische von meinem ieszigen Erzieher und Lehrer hörte, und die er gewis erzählte,

te,

te, damit ich und die übrigen Schüler, die mit mir an seinem Tische aßen, die Folgen des Leichtsinns in der Jugend recht fühlen möchten.

Du erinnerst Dich doch noch, sagte er zu seiner Frau, an einen gewissen Fichtler, der auf der Schule in * * * studirte, als ich noch Rektor daselbst war? Warum nicht, erwiederte sie, sein Vater war ja Pastor in * * ein würdiger und gelehrter Mann. Richtig, antwortete mein Lehrer, und der Sohn dieses würdigen, gelehrten Mannes ist, wie ich eben jetzt erfahre, ein nichtswürdiger Taugenichts. Sein Vater war, wie Du weißt, in so guten Verhältnissen, daß er ihn unterstützen konnte, so daß der junge Mensch ohne Sorgen hätte studiren können, allein schon auf der Schule machte er manchen dummen Streich, lernte nicht so viel, als er nach seinen nicht geringen Geisteskräften hätte lernen können, und noch schlimmer ward's mit ihm auf der Universität. Die ansehnliche Unterstützung, die er hier von seinem Vater genos, und die sich jährlich auf einige hundert Thaler belief, wendete er gar schlecht an, denn er ergab sich dem fürchterlichen Laster
des

des Trunkes. Wenn andre fleißige Studenten die Hörsäle der Lehrer besuchten, besuchte Fichtler die sogenannten italienischen Keller, die Kaffeehäuser, Bierhäuser und ähnliche Derter. Er opferte die Zeit, die er im Dienste der Minerva hätte zubringen sollen, dem Bacchus. Kein Wunder war es denn nun wohl nicht, wenn jene Göttinn der Weisheit, die er über dem Gott des Weins ganz vergaß, auch seiner vergaß. Die Folgen seines Lebenswandels waren daher traurig genug. Statt seinen Geist auszubilden, verfiel dieser durch Unthätigkeit in Schwäche. Mancher arme Student, der mit Sorgen und Kummer sich während des Aufenthalts auf der Universität hatte durchhelfen müssen, kehrte, an Kenntnissen reich, am Herzen unverdorben, zu seinen Aeltern oder Verwandten zurück, und Fichtler, der ohne Sorge und Kummer sich den Wissenschaften ganz ungestört hätte widmen können, brachte von Universitäten nichts mit, als einen siechen Körper, der durch den Trunk geschwächt worden war, tief eingewurzelte Abneigung vor aller Geistesanstrengung und Untüchtigkeit dazu. Alles, was er wußte, waren einige Späße, die er

er

er bei Marqueurs, Weinwirthen, Bierschenken und dergleichen Leuten, mit denen er seinen unanständigen Scherz trieb, aufgefangen hatte. Zu seiner Untüchtigkeit zu allen Geistesarbeiten gesellte sich noch eine fast unbeswingbare Neigung zum Genus geistiger Getränke, des Weins und Brantweins. Diese Eigenschaften hatte er sich also auf der Universität während viertelhalb Jahren erworben, und das kostete ihm nicht weniger als dreitausend Thaler.

Hier gaben wir unser Erstaunen zu erkennen, und nun wandte sich der Lehrer zugleich mit an uns und fuhr ungefähr so fort:

Ihr könnt leicht Euch vorstellen, daß sein Vater keine Freude an ihm hatte, als er in das väterliche Haus zurückkam. Er hatte Theologie studirt, und seine guten Naturgaben unterstützten ihn zuweilen bei der Ausarbeitung einer Predigt, aber seine Aufführung blieb, den Bitten und Warnungen des Vaters und manches andern braven Mannes ungeachtet, wie sie in L** gewesen war. Er spielte, war unthätig, trank, betrank sich, war als Betrunkener grob, zanksüchtig, zog sich Handel zu und machte sich überall verächtlich

lich

lich und verhaft. Dabei ward sein Körper immer mehr zerrüttet. Sein Vater starb, denn des Sohnes Aufführung hatte freilich nicht dazu beitragen können, sein Leben zu verlängern. Nun war dieser von allen verlassen. Seine geringe Erbschaft gieng den Weg, den so manches gegangen war. Einer seiner ehemaligen Universitätsbekannten, zu dem er sich begab und Besserung versprach, wollte sich seiner annehmen, seine Verwandten wollten für ihn sorgen, aber schon zu tief war das Laster des Trunks bei ihm eingewurzelt, es schien, als könne er es nicht mehr lassen. In der Verzweiflung ließ er sich zum Soldaten anwerben, aber auch hier litt man den Trunkenbold nicht, der in der Trunkenheit Handel suchte, und dann als Soldat mit dem Seitengewehr sich vertheidigen wollte, wenn Andre sich seine Grobheiten nicht gefallen lassen wollten. Seine militairische Laufbahn war also sehr kurz, und der Unglückliche mußte endlich froh seyn, daß die Gemeinde, bei welcher sein Vater ehemals Prediger war, sich seiner annahm und ihn auf öffentliche Kosten im Armenhause des Dorfs ernähren wollte. Ob er da geblieben sey, wußte

te der, von dem ich diese Erzählung habe, nicht einmal gewis. Es hieß, sagte er, er habe sich für einen Böhmen als Rekruten anwerben lassen, das Regiment habe ihn aber nachher, als er sich stellte, nicht angenommen, weil sein Körper zur Ertragung der Strapazen des Soldatenlebens viel zu schwach war. Wo er ietzt umherirrt, wisse man gar nicht.

Wir iungen Leute, die wir mit zu Tische saßen und diese Erzählung hörten, machten unsre Anmerkungen darüber. Ich dachte nachher weiter über diese Geschichte nach, und sie soll mir dazu dienen, daß sie mich lehre, den guten Lehren und Warnungen treu zu seyn, welche ich von Ihnen erhielt, und in denen Sie mir die Vermeidung böser und ungesitteter Gesellschaften so herzlich empfahlen. Jener Unglückliche wurde wahrscheinlich durch übles Beispiel verleitet, sich dem Trunke zu ergeben, der für ihn eine Menge schrecklicher Folgen herbeiführte, und ihn vielleicht auf sein ganzes Leben unglücklich machte, denn es wird ihm gewis schwer werden, dem Lafter des Trunks zu entsagen.

Mit Gottes Hülfe, lieber Herr Walther, werde ich alles vermeiden, was Ihre und
meiner

meiner guten Aeltern Hofnungen zunichte machen könnte. Und um mich recht oft und lebhaft an Sie und Ihre guten Lehren zu erinnern, bitte ich um die Erlaubniß, recht oft an Sie schreiben zu dürfen. So oft ich mich dann hinsetzen werde, um an Sie zu schreiben, wird Ihr Bild recht deutlich vor mir stehen, und Ihre Antworten werden jedesmal den Vorsatz, Ihnen Freude zu machen, erneuern. Erfreuen Sie bald mit einem Briefchen

Ihren

Gustav.

Gustav an seinen Vater.

Beste Vater,

Zum erstenmale schreib' ich aus der Entfernung an Sie, um Sie meines kindlichen Andenkens zu versichern. Ich läugne nicht, daß mir die ersten Tage nach Ihrer Abreise gar sehr schwer wurden. Nur das freundschaftliche Zureden meines würdigen Lehrers, und das gütige Betragen der Seinigen, konnte meine Bangigkeit ein wenig mildern. Ich bin nun schon in etwas an meine neue Einrichtung gewöhnt und befinde mich bei der-

Na 2

selben

selben sehr wohl. Freilich finde ich jetzt, seit ich mehrere Schulkameraden habe, daß es mir noch an manchen Kenntnissen fehlt, daß ich gegen Andre meines Alters in manchem noch zurück bin, allein, ich will mir schon Mühe geben, sie einzuholen. Täglich lese ich Ihre letzten Ermahnungen durch, und fasse den ernstesten Vorsatz, sie zu befolgen. Ich wünsche es nicht nur, sondern ich werde mir auch Mühe geben, Ihnen und der guten Mutter Freude zu machen.

Gestern hielt Einer unsrer Lehrer eine Vermahnung, in welcher er davon sprach, daß das Andenken an unsre entfernten Aeltern, Verwandte und Freunde uns eine Aufmunterung zum Fleiße und zum guten Betragen seyn könne. Er schilderte darinne die Sorgfalt guter treuer Aeltern für ihre entfernten Söhne, und es war mir, als schilderte er bloß Sie und die gute Mutter. Mit Thränen verließen die meisten von uns den Hörsaal, und gewis faßten in eben dieser Stunde die meisten den Entschluß, die Hoffnungen ihrer Aeltern nicht zu vereiteln.

Nachmittags hatte der nämliche Lehrer französische Stunde zu halten, und da dik-
tirte

tirte er uns ein kleines Gedicht, das ich Ihnen hier übersetzen will, und wozu die Veranlassung folgende gewesen war. Als vor einigen Jahren in Frankreich so viele Menschen gefangen gesetzt und dann hingerichtet wurden, arretirte man auch Vater, Mutter und Sohn, mit Namen Loizerolle, und brachte Jedes derselben in eine besondre Stube des Gefängnisses. Nun war es gewöhnlich, daß früh die Namen derer verlesen wurden, welche Nachmittags verhört und den Tag drauf hingerichtet werden sollten. Das geschah an dem einen Morgen auch, und der Sohn hörte seinen Namen mit unter denen, welche guillotiniert werden sollten. Er eilte also in die Kammer, wo sein Vater war, um diesem das letzte Lebewohl zu sagen. Indessen hatte der Gefängniswärter statt des jungen Loizerolls dem alten den Bescheid, Nachmittags vor dem Richter zu erscheinen, eingehändigt. Der Vater liest, und sieht zwar aus den Vornamen, daß eigentlich nicht Er, sondern sein Sohn gemeint sey, allein, aus Liebe zu seinem Sohne sagt er nichts von diesem Irrthume, sondern folgt ganz still dem Gefängniswärter, um den Richtern vorgestellt

zu werden. Sein Sohn begegnet ihm und wird nur desto trauriger, da er sieht, daß sein Vater auch unter denen ist, welche sterben sollen. Zitternd umarmen sie sich, und der Vater geht stillschweigend zum Verhör, mit dem Ausbrufe: Ermorden können sie mich, aber nicht erniedrigen. Der Sohn eilt noch einmal auf ihn zu, um ihn noch einmal zu umarmen, aber der unmenschliche Schließer stößt ihn mit den fürchterlichen Worten zurück: Du beträgst Dich ja wie ein Kind, warte nur, morgen wird schon die Reihe an Dich kommen! Als der Vater vor dem Richter erscheint, fragt man ihn nach Namen und Alter. Er giebt beides an. Nun waren diese zwar ganz verschieden von dem in der Anklageschrift stehenden Namen, weil hier Namen und Alter des Sohnes standen. Allein der Richter hielt es nicht der Mühe werth, sich genauer zu erkundigen, sondern änderte geradezu den Namen und das Alter in seinem Verzeichnisse, und nun faßte der redliche zärtliche Vater den Entschluß, für seinen Sohn zu sterben, um so vielleicht diesen zu retten. Er schwieg also, verrieth den Irrthum nicht, sondern gieng und ließ sich

guillo.

guillotiniern. Einige Tage drauf ward Robespierre gestürzt. Jetzt erst erfuhr der Sohn, der seine Freiheit wieder erhielt und sich's nicht erklären konnte, daß er nicht vor den Richter gefodert worden war, es habe eigentlich ihm gegolten, aber der gute Vater habe sein Leben für ihn aufgeopfert — Was der Sohn dabei gefühlt haben muß!

Ein Freund des iungen Mannes hat in einem Gedichte diese Begebenheit besungen. Es führt die Aufschrift:

Loizerolle's,

oder der Sieg der väterlichen Liebe,
und ich sende Ihnen hier die Uebersetzung zu.

„Todesgeschrei hallt dort aus ienem Dunkel herüber — unzählige Opfer des Todes ergreift man beim traurigen Scheine der Fackeln; das Blut sprüht umher vom Schwerte der Richter, und die Gefängnisse sind weite Gräber.

Was hör' ich? — ich zittre — man ruft mich — Es ist also aus mit mir — ich habe meinen letzten Tag gesehen — O mein Sohn! und du meine treue Gefährtinn, die Ihr auch in dieser Wohnung seufzt — auf immer muß ich Euch verlassen.

Ein

Ein grimmiger Diener unsrer Tirannen kömmt mit rollendem Auge auf mich los, und giebt mir augenblicklich das Todesurtheil — Du kömmt, Grausamer, den Tod mir zu verkündigen? — Ich bin ein Sechsziger, und fürcht' ihn nicht.

Gott! — es ist mein Sohn, dem das Schwert droht — So iung noch wollen sie ihn opfern? — Ha! ich will statt seiner sterben, um ihn zu retten — Ach! da kömmt er! — ich will suchen mich zu verstellen. Wenn Blut fließen muß, so fliesse das meine.

Lebe wohl, mein Sohn! — ich habe meine Laufbahn geendet! — rein ist mein Herz, ich lächle bei diesem Schicksal. Sey du der Schutz, die Stütze deiner Mutter! — Eine heitre Zukunft verkünd' ich dir; bald wird der Himmel nicht mehr unerbittlich seyn.

Lebe glücklich! gern sterb' ich um diesen Preis! — Es ist mein Gelübde, ich eile, es zu erfüllen. Zwar können sie mich zum Tode schleppen, und mich tödten, doch nie erniedrigen — Ohne zu erblaffen sieht der Unschuldige das Blutgerüste.

So

So sprach der ehrwürdige Greis —
 Sein Sohn seufzt und klagt das Schicksal
 an. Der Held geht — und wird für schul-
 dig erklärt. — Es ist gelungen, ruft er
 seufzend, und ohne Reue geht er dem Tode
 entgegen.

Beim Anblick eines solchen Opfers er-
 klärt sich endlich der Himmel; den nämlichen
 Tag noch donnert er auf das Verbrechen;
 und den Tag drauf besteigen die von Men-
 schenblut trunkenen Tyrannen das Blutge-
 rüste. “ —

Ich küsse der guten Mutter die Hände,
 werde bald mehr schreiben, und bin &c.

Gustav an sein Geschwister.

Ihr habt mich doch nicht schon verges-
 sen, liebe Brüder und Schwestern, da ich jetzt
 nicht mehr um Euch bin? O nein! Ihr denkt
 gewis fleißig an mich, und sprecht oft von
 mir. Auch ich komme, wenn ich mit diesem
 oder jenem Mitschüler rede, sehr bald auf
 Euch zu sprechen, und erinnere mich Eurer
 bei unzähligen Gelegenheiten. An manchem
 mei-

meiner Schulkameraden glaube ich etwas Aehnliches von Franzen zu finden, ein anderer kömmt mir fast vor wie Eduard, ein dritter ist so drollig wie Bruder Heinrich. — So mache ich immer Vergleichen, und Ihr sehet hieraus, wie oft ich an Euch denke, was Ihr aber auch verdient, da Ihr so gutes liebes Geschwister seyd. Freilich macht die Erinnerung auch oft, daß ich wünsche, Ihr wäret da, oder ich wäre bei Euch, wir könnten noch wie sonst gemeinschaftlich lernen, spazieren gehen, plaudern und erzählen. Indessen diese Zeit ist nun ietzt einmal hin, und wir können bloß an einander schreiben, das werde ich aber auch gar sehr oft thun. Es soll eine Erholung für mich seyn, Euch recht oft Briefe zu schicken, auf die Ihr mir hübsch die Antwort nicht schuldig bleiben werdet.

So oft ich etwas lese, oder höre, und erfahre, wovon ich glaube, daß es Euch gefallen wird, merke ich mir es ganz kurz an, um mich, wenn ich Zeit habe, mit Euch in einem Briefe darüber zu unterhalten. Wenn mir zeither manchmal recht bange nach Euch würde, und ich mich recht lebhaft in Eure Gesellschaft zurücksehnte, hatte ich kein besse-
res

res Mittel, diese Bangigkeit zu verbannen, als wenn ich mich hinsetzte, und an Euch schrieb. Das ist denn auch die Ursache, warum ich Euch statt eines Briefes mehrere schicke, die ich, zu verschiedenen Zeiten, während meines nun achttägigen Aufenthalts in ** an Euch geschrieben habe. *)

Mein Lehrer nahm mich heute wieder zu einem Spaziergange mit, dergleichen er jetzt oft mit mir anstellt, damit ich die Gegend um ** kennen lernen soll. Da es im Freien ziemlich kalt war, so kehrten wir in dem Gasthofe des Städtchens, wo wir hingegangen waren, ein, um da einen Kaffee zu trinken. Indem wir hier zur Thüre eintraten, sagte der eine von vier wohlgekleideten Handwerks-purschen, die um den einen Tisch saßen, und eben aufstanden, zu den übrigen in vollem Eifer: „Nun, Brüder, es bleibt dabei, ein Schurke, der sein Wort nicht hält.“ Es bleibt dabei, riefen Alle, standen auf, und wollten den Wirth bezahlen, der aber nichts nahm, sondern ihnen glückliche Reise wünschte. Sie dankten ihm für sein Geschenk, empfahlen sich, trennten sich gleich vor dem Gasthose, wo eine Straße links, die andre rechts gieng, freundschaftlich von einander, und schlugen, je zwei und zwei, einen andern Weg ein. Mein Lehrer fragte den Wirth, was wohl die
iun.

*) Ich habe hier nur einen dieser Briefe abdrucken lassen können.

iungen Leute möchten verabredet haben? und der Wirth erzählte uns Folgendes.

Indem diese Leute da saßen und sprachen, wurde der eine auf des Wirths Sohn aufmerksam, der in einen Fenster saß und in der Deutschen Zeitung las. Er gieng hin, sah nach dem Buche, und da des Wirths Sohn es ihm überließ, blättert er ein wenig darinne herum, und kam auf die Geschichte von einem gewissen Günther, *)
auf

*) Für diejenigen meiner Leser, welche vielleicht die D. Z. (Jahrgang 1795) nicht haben, setze ich die Geschichte her: Friedr. Willh. Günther, von Altenburg gebürtig, verlor seinen Vater frühzeitig, wurde Armuths halber in einem öffentlichen Institut unentgeltlich erzogen, lernte die Seifensieder = Profession, begab sich auf die Wanderschaft, und gelangte, wie mancher iunae Handwerker, der sich gut aufführt, in der Fremde zu einem guten Auskommen, indem er in Karlsruhe im Baadenschen sich als Seifen = und Licht = Fabrikant setzte, und eine vortheilhafte Heirath traf. Seiner kindlichen Pflicht gegen seine kränkliche Mutter eingedenk, war es ihm nicht genug, diese sogleich von Altenburg zu sich kommen und an seinem Glücke durch lebenswierige Versorgung Theil nehmen zu lassen, sondern er vergas auch, als seine Mutter aus unerklärbarer Grille sich von ihm wieder weg nach Altenburg zurückbegab, seine Sorge und Dankbarkeit nicht. Er schrieb an den Stadtrath in Altenburg, bestimmte zur anständigen Versorgung seiner Mutter jährlich 72 Rthl. schickte die Hälfte auf ein halbes Jahr sogleich mit, bat die Obrigkeit, diese Gelder an seine Mutter zu vertheilen, und fährt seit der Zeit fort, dieses Geld richtig einzusenden.

auf die Ihr Euch auch noch besinnen werdet, und die Ihr dort nachlesen könnt. Er forderte dann seine Kameraden auf, zuzuhören, las ihnen die Geschichte laut vor, und dann wurde drüber hin und her gesprochen. Endlich that der Vorleser den Vorschlag, daß, da sie jetzt auf die Wanderschaft giengen, sie auch ihrer armen Aeltern, die sie alle vier in * * hätten, sich annehmen wollten, und so wurde dann ausgemacht, daß Jeder von ihnen, sobald er in der Fremde Arbeit erhielte, wöchentlich zwei Groschen von seinen Lohne ersparen, dieses sammeln, und den Aeltern halbjährig zuschicken wolle. Nur Krankheit solle von der Erfüllung dieses Vorsatzes frei sprechen. Wer mit der Zeit sein Glück mache, und mehr thun könne, werde es dann auch thun. Dies war es also, was zu dem Ausrufe: „Es bleibt dabei“ Gelegenheit gegeben hatte, und eben diese Unterredung hatte den Wirth bewogen, diesen Leuten, die er für gute Menschen hielt, die Zeche zu schenken.

Wir tranken unsern Kaffee, und traten dann unsre Rückreise an, auf welcher dieser Vorfall unser Gespräch war, wobei mein Lehrer mir recht deutlich vorstellte, wie gut diese jungen Leute gehandelt hätten, und wie schändlich es sey, wenn zuweilen Leute, die sich wohl befänden, ihre Aeltern darben ließen, und dadurch des größsten Undanks sich schuldig machten.

Da

Dabei erzählte er mir unter andern folgende Anekdote. Als der Kaiser von Rußland, Peter I. im Jahr 1716 in Kopenhagen war, befand sich unter seinen Truppen ein General-Lieutenant Bohn, eines Predigers Sohn von der Insel Bornholm. Der Vater war zeitig gestorben, und hatte seiner Frau nichts hinterlassen, als diesen Sohn, von dem aber die Mutter nicht einmal wußte, ob er noch lebe, und wo? Auf einmal erfährt die Mutter, ihr Sohn sey als Rußischer Generallieutenant in Kopenhagen, macht sich also auf, und reist hin, findet seine Wohnung, aber ihn nicht zu Hause. „Sagt nur Euerem Herrn, spricht denn die gute Alte zu dem Bedienten, seine Mutter sey da gewesen, ihn zu besuchen.“ Hiermit geht sie, um den andern Tag wieder zu kommen. Der Sohn erfährt das, als er nach Hause kömmt, aber, statt sich zu freuen, ist er so gefühllos, zu seinem Bedienten zu sagen, das sey ein Betrug, seine Mutter sey lange todt. Den folgenden Tag kömmt die Mutter wieder. Der Bediente meldet es, und der Sohn schickt ihr durch einen Offizier zehn Dukaten heraus, und läßt ihr sagen, sie solle nun gehen, und nicht wieder kommen. Die gekränkte Mutter wirft mit Unwillen das Geld dem Offizier vor die Füße, und sagt, sie sey nicht gekommen, um zu betteln, ihren Sohn wolle sie sehen, da aber dieser sie nicht kennen wolle, so wolle sie ihn auch vergessen. Sie geht also. Indessen wird
die

die Sache bekannt, und die Kaiserinn Katharine erfährt es, die, wie Ihr wißt, selbst von niederm Stande war, aber immer dankbar blieb. Sie läßt die Mutter holen, und dann den Sohn. Als dieser es nicht läugnen kann, daß die Matrone seine Mutter sey, muß er ihr einen jährlichen Gehalt von 200 Rubeln zusichern. Zu seiner Beschämung erzählte ihm die Kaiserinn selbst folgendes Beispiel von einem russischen Generale, der seine Verwandten nicht vergaß.

Als die Russen 1712 im Hollstein standen, kommandirte General B a u e r die Kavallerie. Einmal stellte er ein großes Gastmahl an, wozu er viele Offiziere einlud. Als diese beisammen waren, lies er aus der Nachbarschaft einen Müller und dessen Frau auch dazu holen. Diese erschrafen, und giengen mit Zittern zu dem General, der aber freundlich mit ihnen sprach, sie zu Tische behielt, und neben sich setzte. Ueber Tische fragte er den Müller nach seiner Familie und dieser erzählte denn, sein Vater habe die Mühle schon gehabt — Er, als der älteste Sohn von vieren, habe sie jetzt nach des Vaters Tode, und zwei seiner Brüder seyen Kaufleute. „Wo ist aber der vierte Bruder?“ fragte der General endlich, weil der Müller ihn nicht erwähnte. „Dieser gieng, antwortete der Müller, sehr iung mit den Soldaten weg und wir haben nichts weiter von ihm gehört, er muß wohl im Kriege geblieben seyn.“

Merkt

Merkt Ihr es nun bald, liebes Geschwister? — dieser Bruder war eben der General. Er gab sich zu erkennen, und die Freude seines Bruders war nun eben so groß, als die Bestürzung der anwesenden Offiziere, die alle nicht gewußt hatten, woher der General eigentlich sey, und jetzt erfuhren, daß sein Vater ein Müller gewesen war. Den Tag darauf bewirthete der General die ganze Gesellschaft in der Mühle, wo er gebohren war, beschenkte seine Verwandte reichlich, und schickte den einzigen Sohn seines Bruders, des Müllers, nach Berlin, wo er sich so bildete, daß ein sehr angesehenener Mann aus ihm wurde.

Nun, wie gefällt Euch dieser General? Tausendmahl besser, als der General-Lieutenant — meint Ihr? das meint auch

Euer

Gustav.



